

Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich
Band: 10 (1909-1910)
Artikel: Anthropogeographie des Safientales
Autor: Wettstein, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-11442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anthropogeographie

□ des Safientales □

Von Otto Wettstein



Disposition.

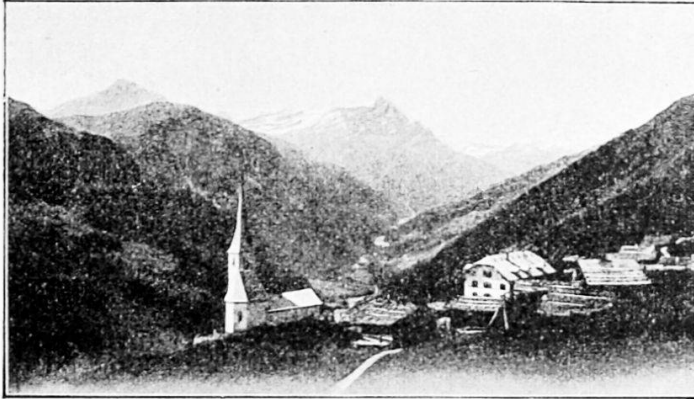
	Seite
A. Geographische Einleitung	1
B. Somatologie	7
I. Allgemeines	7
II. Anthropometrisches	8
1. Art, Umfang und Resultate der Messungen	8
2. Umfang und Resultate der Verarbeitung	9
C. Besiedelungsgeschichte	21
I. Vorgermanische Epoche	21
II. Germanische Epoche	22
1. Die verschiedenen Walsertheorien	22
2. Eignung der verschiedenen Forschungsmethoden zur Lösung der Walserfrage	25
3. Ursprung der safierischen Walser. Zeit und Ursache ihrer Ein- wanderung	36
D. Erwerbsquellen und Beschäftigung	49
I. Die Alpwirtschaft	49
1. Wiesen- und Alpverhältnisse	49
2. Nutztiere	55
3. Sennereibetrieb	57
II. Nebenbeschäftigungen	60
1. Ackerbau. 2. Obstbau. 3. Waldwirtschaft.	
4. Industrie. 5. Handwerk. 6. Handel und Verkehr.	
E. Lebensweise	61
I. Nahrung	61
II. Kleidung	62
III. Wohnung	62
IV. Regelmässiger Wohnungswechsel	70
F. Bevölkerungsbewegung (ihre Resultate, Begleiterscheinungen und Ur- sachen)	74
G. Schluss	90
Literaturverzeichnis	95
Anhang	97

A. Geographische Einleitung.

Das Safiental ist das unterste, rechtseitige Nebental des Vorderrheintales und wird in einer Länge von 26 km von der Rabiusa durchströmt. Es ist ein in Bündnerschiefer ausgebildetes Quertal, welches von Süden nach Norden streicht. Die gegen Safien jäh abstürzende Brusghorn-, Beverin-, Heinzenberg- und die flach abfallende Signina-Weissensteinkette schliessen es gegen Osten und Westen ab, während die äussersten Brandungswellen des prähistorischen Bergsturzes von Flims, durch welche die Rabiusa die Versamerschluft gegraben hat, den Zutritt gegen Norden und die gewaltigen Festen des Safierberges den gegen Süden verrammeln. Während das Safiental früher nur auf Saumpfaden von den benachbarten Talschaften erreicht werden konnte, so aus dem Domleschg auf dem Glas- und Pischolenpass, von Vals auf dem Tomülpass und vom Rheinwald auf dem Safier oder Löchli-pass, besitzt es seit 1885 ein Talsträsschen, das es mit dem Haupttale verbindet.

Nur im hinteren und mittleren Teile besitzt das Tal einen schmalen Talboden, im übrigen beginnen die Abhänge unmittelbar bei der Rabiusa. Die für die Sonnenbestrahlung ungünstige Streichungsrichtung, die grosse durchschnittliche Höhe, die Abgeschlossenheit, der Mangel an einem breiten, ebenen Talboden, die zum Teil recht steilen, wild und vielfach zerrissenen Abhänge, sein grenzökumenischer Charakter, sowie die Tatsache, dass sich das Safiental weder an ein grosses Massengebirge anlehnt, noch in ein solches eindringt, sind alles Faktoren, welche die menschliche Besiedelung erschwerten und darum die Hauptschuld an dem Umstand tragen, dass das Safiental, welches kaum 25 Bewohner auf den km² seines kultivierten Gebietes besitzt, nach Zivier eine der am dünnsten bevölkerten Talschaften des Kanton Graubünden ist und dass nach Flückiger (p. 37) hier die obere Besiedelungsgrenze etwa 100 m tiefer liegt als in den benachbarten Tälern.

Wo die natürlichen Bedingungen es erlauben, kann man sicher sein, eine Gemeinde, einen Hof oder wenigstens eine Alphütte anzutreffen, so einerseits auf dem hinteren Teil der safierischen



Tenna — Ausblick ins Safiental.

Talsole, andererseits auf den gegen Südosten geneigten, flach abfallenden Terrassen und Schichtflächen des linkseitigen Abhanges. Da wechseln Buchen und Tannenwälder mit stundenlangen Triften, auf denen sich freund-

liche Dörfchen sonnen. Der rechtsseitige Abhang, wo die Schichtköpfe des Bündnerschiefers zu Tage treten, ist hingegen so steil und so zerrissen, dass er kaum eine Alphütte trägt, und wo er nicht die nackten Felsen gegen Safien weist, ist er mit Tannenwald oder Schafalpen bedeckt.

Wie eng sich das menschliche Leben an die Verhältnisse anschmiegt und jeden Vorteil benutzt, den die Natur darbietet, zeigt ferner

die spezielle Lage der verschiedenensafierischen Niederlassungen. Während die Häuser von Versam (917 m hoch), Tenna (1654 m), Neukirch (1253 m) und der Höfe Gün (1565 m), Zalön (1510 m), Hof (1660 m)



Safien-Platz.

und Camana (1750 m) über die gegen Südosten geneigten Terrassen

der westlichen Talseite hingestreut liegen, hat sich Platz (1297 m) unmittelbar neben der Rabiusa auf dem Schuttkegel eines Baches ausgebreitet und Thalkirch (1690 m) mit seinen vielen rotbraunen Hütten und wenigen Steinhäusern die sammetgrünen Gefilde des hinteren Talbodens durchwirkt.



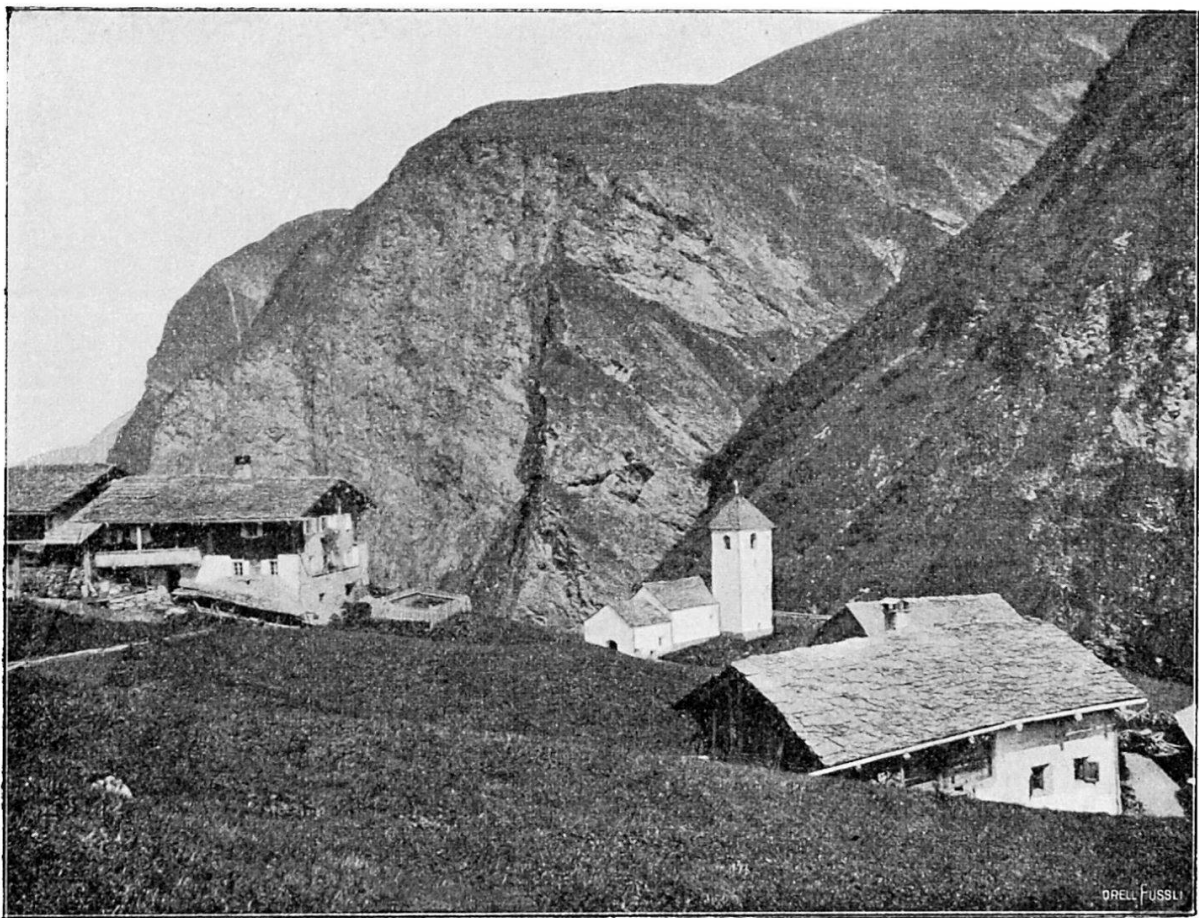
Neukirch mit Signinagruppe.

Im grossen ganzen lassen sich, wie wir später ausführen werden, die safierischen Siedelungen in drei Höhengürtel einreihen, nämlich in die Region

1. der schon in romanischer Zeit zwar dünn, aber bereits ständig bewohnten Talsohle (917 m bis 1690 m),

2. der erst seit der deutschen Einwanderung ständig bewohnten, auf einer alten Flussterrasse liegenden Höfe (1400 m bis 1750 m),
3. der nur im Sommer bewohnten Alphütten (1900 m bis 1960 m).

Beträgt die Höhendifferenz zwischen der ersten und zweiten Siedelungszone im nördlichen Teile des Tales zirka 500 m, so rücken diese, je mehr wir uns dem Talhintergrunde nähern, um so mehr zusammen, bis sie endlich in Thalkirch zusammenfallen



Thalkirch.

und zwar nicht darum, weil die Hofansiedelungen im hinteren Talstück niedriger gelegen wären als im vorderen, sondern im Gegenteil nur darum, weil die Siedelungen der Talsohle hier im Süden etwa 800 m höher liegen als im Norden.

Der Anordnung der Siedelungen entspricht auch die Richtung der Verkehrswege. Ein zur Winterszeit stellenweise nicht un-

gefährliches Fahrsträsschen vermittelt seit 1885 an Stelle eines früheren, mühsamen Saumpfades den Verkehr zwischen der Eisenbahnstation Versam und den Talsohlensiedelungen von Tenna (Acla und Eckschi) und Safien (Carfil, Neukirch, Rainmatte, Bündlen, Rüti, Platz, Muren, Unter-Camana, Bäch, Thalkirch). Die oberen Höfe von Tenna (Ausser-, Mittel- und Innerberg) und Safiens (Häfeli, Birken, Gün, Zalön, Proscablesch, Hof, Camana) verbindet ein Fuss- und Viehweg, ein Höhenpfad, der erst vor Thalkirch mit der Talsohlenstrasse zusammentrifft. Diese beiden longitudinalen Verkehrsadern werden gekreuzt von einigen transversalen, welche jeweils eine Siedelung der Talsohle mit einer des Hanges verbinden. So führt ein Strässchen von der Talstrasse und je ein Fussweg von Acla und Eckschi nach Tenna hinauf, ein anderer von Versam nach Arezen und Calörtsch, je einer von Rainmatte und Bündlen (in Neukirch) nach Gün, von Platz nach Zalön und Hof.

Durch die besondere Art der orographischen Verhältnisse ist nicht nur die Verteilung der safierischen Niederlassungen, sondern auch deren Zusammenfassung zu wirtschaftlichen und politischen Gebilden bedingt. Die zahlreichen Seitenbäche der Rabiusa haben mit ihren tiefen Tobeln den rechtseitigen Hang in verschiedene Talstücke zerlegt, von denen jedes Anlass zur Entstehung eines Hofes, einer Alp- und Allmendgenossenschaft gab. Die beiden ausgebildetsten Wildbachtobel sind dasjenige des Aclar- und Thelibaches. Sie sind schuld, dass das Safiental heute nicht von *einer* politischen Gemeinde eingenommen wird, sondern von drei; denn durch ersteres wird Tenna von Versam, durch letzteres von Safien geschieden. Die beiden Tobel stellen mit ihren Lawinenzügen im Winter fast unüberwindliche Hindernisse für den Verkehr dar.

Günstiger als die orographischen Verhältnisse sind die meteorologischen. Die Niederschläge sind verhältnismässig regelmässig über das ganze Jahr verteilt und sind weder zu bedeutend noch zu gering. Im Sommer, wo die Alpen des meisten Wassers bedürfen, ist die Niederschlagsmenge am grössten. Die Rabiusa mit ihren vielen Seitenbächen sorgt für genügende Bewässerung der Triften. Künstliche Bewässerung und Entwässerung sind in Safien etwas Unbekanntes. Nachstehende kleine Tabelle möge

die Niederschlagsmenge von Platz charakterisieren. Zahlen über die Temperatur-, Luftdruck- und Windverhältnisse stehen mir keine zur Verfügung.

Niederschlags- menge in mm	Frühling	Sommer	Herbst	Winter	Total
1900	210	462	192	275	1139
1901	333,1	440,1	241,2	158	1172,4
1902	297,1	324,6	264,9	247,6	1134,2

Über die speziellen natürlichen Eigenheiten und Schönheiten des Safientales orientieren aufs beste diesbezügliche Schilderungen von Pfarrer Schaltegger, Röder und Tscharner, Lechner, Fricker, Tschudi u. a. m. Wir begnügen uns damit, auf sie hingewiesen zu haben, und das um so eher, als der Zweck unserer Arbeit nicht ein allgemein geographischer, sondern speziell antropogeographischer ist. Die natürlichen Verhältnisse des Safientales werden wir darum im folgenden nur insofern in Betracht ziehen, als sie in irgend einer Beziehung zu seinen Bewohnern stehen.

Das folgende Kapitel mag uns mit dem im safierischen Milieu agierenden Menschen bekannt machen und zeigen, inwiefern ersteres an der Ausgestaltung seiner somatischen Eigenschaften beteiligt gewesen ist, während spätere Kapitel umgekehrt untersuchen werden, wann, mit welchen Mitteln und in welchem Grade letzterer auf das erstere umgestaltend eingewirkt hat.

B. Somatologie.

I. Allgemeines.

Die strenge Arbeit als Alpwirte, der beständige Kampf mit feindlichen Naturmächten, in dem alle geistigen und körperlichen Kräfte geübt, entwickelt und gestählt werden, verleiht den Safiern Kraft, Gewandtheit, Zähigkeit und Ausdauer. Immer hager, ist



Frauentypus.

er meistens gross, trifft man sogar ziemlich häufig unter ihnen wahrhafte Hünengestalten, die mit ihren mächtig wallenden, roten Bärten einen unwillkürlich an die germanischen Heldengestalten denken lassen. Hinter dem männlichen Geschlecht tritt das weibliche bedeutend an Schönheit zurück, wahrscheinlich darum, weil die Frauen zu streng arbeiten, und vor und nach einer Geburt sich nicht genügend schonen können. Die Gesichter der Frauen zeigen meist energische, männliche, scharfgeschnittene Züge.

Die meisten Safier sterben an Altersschwäche oder dann am „Stich“, d. h. an der Lungenentzündung, deren häufiges Auftreten ohne Zweifel eine Folge ist des rauhen Temperaturwechsels während des Tages und des Jahres und der leichten Zugänglichkeit der Siedelungen für die scharfen Nordwinde. Eine anthropologisch sehr interessante Krankheit, welche in Tenna ihren Ursprung nahm und sich von da über manche Teile des Kanton Graubünden verbreitete, die aber jetzt, nachdem sie seit drei Jahrhunderten eine unheimliche Wirksamkeit entfaltet und zahlreiche Opfer erfordert hat, heute so ziemlich auf dem Aussterbemat angelangt zu sein scheint, ist die Bluterkrankheit. Dr. Anton Hoessli hat in einer besondern Abhandlung die Geschichte und den Stammbaum der Bluter von Tenna aufs gründlichste bearbeitet. Interessant an dieser Krankheit ist nicht nur der Umstand, dass

die ihr Unterworfenen bei der geringsten Verletzung verbluten, sondern auch, dass, trotzdem sie sich ausschliesslich weiblicherseits vererbt, ihr doch nur das männliche Geschlecht zum Opfer anheim fällt.

II. Anthropometrisches.

In einer besonderen, von der Universität Zürich preisgekrönten Arbeit, habe ich ausführlichst die Ergebnisse meiner somatologischen Untersuchungen im Safientale dargestellt. Ich begnüge mich darum hier nach den notwendigsten Bemerkungen über Art, Umfang und Resultate meiner Messungen, die Ergebnisse jener Arbeit in anthropogeographischer Beleuchtung und summarischer Weise wieder zu geben, sie mit einigen Zahlen und Tabellen zu belegen und mit verschiedenen Typenbildern (s. hinten) zu illustrieren.

1. Art, Umfang und Resultate der Messungen.

An 217 männlichen Individuen — 153 Erwachsene, 64 Knaben — die sich ziemlich gleichmässig über die einzelnen Örtlichkeiten der Talschaft und die einzelnen Lebensjahrzehnte verteilen (siehe Tabelle hinten, 1. u. 2. Kolonne) nahm ich mittels des anthropometrischen Instrumentariums von Prof. Rud. Martin, folgende Kopf- und Körpermasse:

	Masse der 153 mehr als 20-jährigen Männer		
	Mittel	Minimum	Maximum
	cm	cm	cm
1. Körpergrösse (ohne Beschuhung)	171,4	159,2	184
2. Höhe des oberen Brustbeinrandes über dem Boden			
3. Höhe des oberen Symphysenrandes über dem Boden			
4. Höhe des rechten Acromion über dem Boden .			
5. Höhe der rechten Mittelfingerspitze über dem Boden			
6. Höhe des rechten vorderen, oberen Darmbeinstachels über dem Boden			
7. Horizontaler Kopfumfang	559	523	593
8. Grösste Länge des Kopfes	195	180	210
9. Grösste Breite des Kopfes	161	147	175
10. Kleinste Stirnbreite	109	99	121
11. Jochbogenbreite	142	130	158
12. Ohrhöhe des Kopfes	121	105	144
13. Morphologische Gesichtshöhe	134	105	144
14. Höhe der Nase	60	51	78
15. Breite der Nase	55	29	46

(Die absoluten Zahlen wurden zur Berechnung der Proportionen benutzt)

Von den 32 Frauen, die ich zu messen Gelegenheit hatte, nahm ich ebenfalls alle Masse, ausgenommen No. 2, 3 und 6.

Die Irisfarbe wurde bestimmt mittels der Augentafel von Prof. Rud. Martin, die Farbe der Hinterhaupt- und Schnurrbarthaare mit Hülfe der Fischer'schen Haarreihe.

2. Umfang und Resultate der Verarbeitung.

Aus den vorstehenden Massen berechnete ich folgende Körpermasse, Körperproportionen und Indices.

a) Absolute und relative Körpermasse; Indices:

	Masszahlen für die 153 Männer		
	Mittel	Minimum	Maximum
1. Absolute Länge der vorderen Rumpfwand . . .	49,5 cm	42,8 cm	55,2 cm
2. Relative Länge der vorderen Rumpfwand . . .	28,8	25,2	33,2
3. Absolute Länge der oberen Extremität . . .	78,2 cm	69,6 cm	87 cm
4. Relative Länge der oberen Extremität . . .	45,6	40,7	49,5
5. Absolute Länge der unteren Extremität . . .	91,4 cm	81,4 cm	102,8 cm
6. Relative Länge der unteren Extremität . . .	53,7	50,2	59,2
7. Extremitäten-Index	84,9	75	92,2
8. Längenbreiten-Index des Kopfes	83,2	73,2	94,1
9. Längenhöhen-Index des Kopfes	61,4	54,7	75,3
10. Breitenhöhen-Index des Kopfes	75,3	66,9	88,9
11. Morphologischer Gesichtindex	93,3	74	109,2
12. Nasen-Index	61,7	43,6	83,6
13. Fronto-Parietal-Index	67,4	Minimum und Maximum fehlen, weil diese Masszahlen nicht für jeden Einzelnen berechnet wurden	
14. Kephalo-Facial-Index	88,2		
15. Iugo-Frontal-Index	76,4		
16. Schädelkapazität	1541,2 ccm		

Die Schädelkapazität, welche ich nach der Lee-Pearson'schen Formel berechnete und nach Wettstein (pag. 12) korrigierte, beträgt für die Frauen 1401,6 ccm, der sexuelle Unterschied also 139,6 ccm. Im Verhältnis zur Körpergrösse haben aber die Frauen einen etwas grösseren Schädelraum, wie die Schlusstabelle (III, 2) zeigt.

b) Prozentuale Verteilung der Körpergrösse, einiger Indices und der Pigmentation bei den 153 Männern.

1. Körpergrösse.		2. Längenbreiten-Index.	
Mindermässige	< 157 cm = —	Dolichokephal	$x-75,9 = 3,9\%$
Kleine	157—161 „ = 4,7%	Nesokephal	76—80,9 = 18,9 „
Mittlere	162—169 „ = 36 „	Brachykephal	81—85,9 = 15,6 „
Grosse	170—174 „ = 29,3 „	Hyperbrachy-	
Übermässige	> 174 „ = 30 „	kephal	86— $x = 21,6$ „

3. Längenhöhen-Index.

Chamaecephal	$x-57,9 = 9,1\%$
Orthocephal	$58-62,9 = 40 \text{ „}$
Hypsicephal	$63-67,9 = 45 \text{ „}$
Hyperhypsicephal	$68-x = 5,9 \text{ „}$

4. Breitenhöhen-Index.

Hypsistenocephal	$x-71,9 = 17 \%$
Orthostenocephal	$72-76,9 = 52,4 \text{ „}$
Brachystenocephal	$77-x = 30,6 \text{ „}$

5. Morphologischer

Gesichts-Index.

Chamaeprosop	$x-85,9 = 10,5\%$
Mesoprosop	$86-90,9 = 25,6 \text{ „}$
Leptoprosop	$91-100,9 = 49,6 \text{ „}$
Hyperleptoprosop	$101-x = 14,3 \text{ „}$

6. Nasen-Index.

Mesorrhin	$x-54,9 = 13,7\%$
Leptorrhin	$55-67,9 = 68 \text{ „}$
Hyperleptorrhin	$68-x = 18,3 \text{ „}$

7. Irisfarbe.

Braunäugige (No. 5-6)	$= 11 \%$
Meliertäugige (No. 7-12)	$= 41,8 \text{ „}$
Blauäugige (No. 13-16)	$= 47,2 \text{ „}$

8. Haarfarbe.

	Hinterkopf- haare	Schnurrbart- haare
Rot	$1-3 = 3,3\%$	$33,6\%$
Dunkelbraun	$4-5 = 63,6 \text{ „}$	$24,8 \text{ „}$
Hellbraun	$6-8 = 26,5 \text{ „}$	$15,2 \text{ „}$
Dunkelblond	$9-15 = 2 \text{ „}$	$25,6 \text{ „}$
Hellblond	$16-20 = - \text{ „}$	$0,8 \text{ „}$
Aschblond	$21-26 = 4,6 \text{ „}$	$-$

Noch deutlicher als aus den vorstehenden Zahlen und der Tatsache, dass alle Masse und Indices eine bedeutende Variationsbreite aufweisen, ergibt sich aus der folgenden Tabelle, welche die Häufigkeit der Kombinationen des Längenbreiten-, Längenhöhen- und morphologischen Gesichtsindezes sowohl für die Safer als auch die Disentiser, gemessen von Wettstein (pag. 19) angibt, dass erstere nicht einen einheitlichen Rassentypus darstellen gleich letzteren, sondern ein Rassengemisch.

c) Kombination des Längenbreiten-, Längenhöhen- und morph. Gesichtsindezes (in %).

	Safer	Disentis
1. Chamä-mesoprosop, hypsi-hyperhypsi — brachy-hyperbrachycephal	15,3	49,2
2. Lepto-hyperleptoprosop, hypsi-hyperhypsi — brachy-hyperbrachycephal	28,7	4
3. Lepto-hyperleptoprosop, chamae-ortho — brachy-hyperbrachycephal	22	2,8
4. Chamae-mesoprosop, chamae-ortho — brachy-hyperbrachycephal	11,3	37,6
5. Chamae-mesoprosop, hypsi-hyperhypsi — dolicho-mesokephal	0,66	0,8
6. Chamae-mesoprosop, chamae-ortho — dolicho-mesokephal	4	3,6
7. Lepto-hyperleptoprosop, hypsi-hyperhypsi — dolicho-mesokephal	5,3	0,4
8. Lepto-hyperleptoprosop, chamae-ortho -dolicho-mesokephal	12,7	1,6

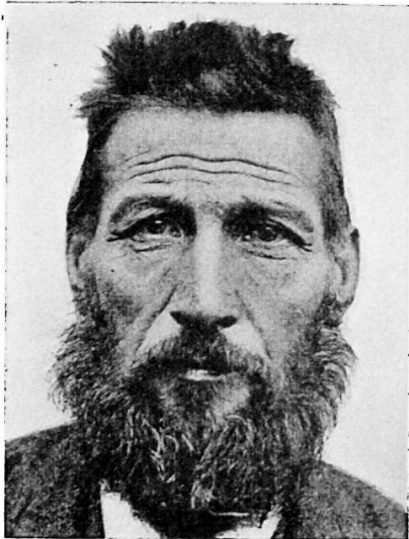
Die Kolonne der Disentiser zeigt deutlich durch die Häufigkeit des Auftretens, dass Typus 1 einem ursprünglichen reinen Rassentypus entspricht, der von His und Rüttimeyer als Disentistypus bezeichnet wurde. Den grösstmöglichen Gegensatz bildet zu ihm, weil in keinem Merkmal mit ihm übereinstimmend, der Typus 8, der mit seiner Chamae- dolichocephalie und seiner Leptoprosopie dem Hohberg- oder alemannischen Reihengräbertypus Eckers zuzuzählen ist.

Die Würdigung der vorstehenden Angaben, die mannigfaltigsten Korrelationsstudien, die tabellarische, vergleichsweise Verarbeitung (siehe Haupttabelle hinten) der Mittelzahlen aller derjenigen, welche gleicher Herkunft (Tab. I), gleichen Alters (Tab. II), gleichen Geschlechtes (Tab. III), gleicher Rasse (Tab. IV) und gleichen Geschlechtsnamens (Tab. V) sind, und zahlreiche Vergleiche mit anderen Volksgruppen ergaben nicht nur eine genaue Bestimmung der somatischen Zusammensetzung und Beschaffenheit der safierischen Bevölkerung, sondern auch alle andern Resultate des folgenden Abschnittes.

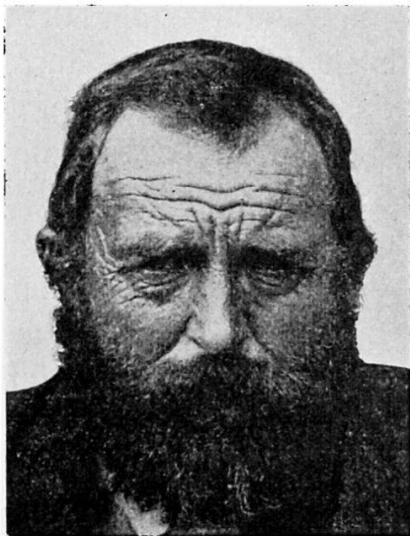
d) Hauptresultate.

Wie historische Daten und ethnographische Verhältnisse — Sprache, Geschlechts- und Flurnamen, Baustil, Sagen etc. — vermuten lassen, kommen im Safiental zwei Rassen vor, die von Deniker als die *nordisch-germanische* (= Hohberg oder Alemannentypus) und *alpin-rätisch-keltische* (= Disentistypus) bezeichnet wurden (siehe Tabelle IV und V). Während erstere (siehe Phot. I im Anhang und umstehende Bilder) durch Alemannen, die deutschen „Walser“ in das Safiental gebracht worden ist und sich durch hohen Wuchs, relativ langen Rumpf, kurze Glieder, blaue Augen, rotblonde Barthaare, Chamae-(ortho) — dolicho — resp. Mesokephalie (niedrige und schmale Langköpfe), relativ breite, aber fliehende Stirne, ausgeladenes Hinterhaupt, Leptoprosopie (Hochgesichtigkeit), Leptorrhinie (schlanke, feingeschwungene Adlernase), tiefeingesenkte Nasenwurzel, stark vorspringende Glabella etc. auszeichnet, entspricht die alpin-rätisch-keltische Rasse der Urbevölkerung des Safientales und ist charakterisiert (siehe Phot. II und umstehende Bilder) durch mittelgrossen Wuchs, braune Augen und dunkle Haare, relativ kurzen Rumpf und lange Extremitäten, durch Hypsibrachykephalie (hohe und breite Kurzköpfe) mit steiler, relativ schmaler Stirn und flachem Hinterhaupte, durch Chamae-, resp. Mesoprosopie (breites, niedriges Gesicht) und Mesorrhinie (breite Nasen), durch eine wenig vorspringende Glabella etc. Tabelle I beweist, dass die nordisch-germanische Rasse in den hochgelegenen Safier-Höfen,

so insbesondere in Camana und Zalön viel zahlreicher vorhanden ist als in den Lokalitäten der Talsohle und dass sie unter den Einheimischen Versams häufiger zu treffen ist, als unter den in Versam Eingewanderten, denn da das Safiental inmitten rätoromanischen Landes sozusagen eine nordisch-germanische Sprach- und Rasseninsel darstellt, bringen die meisten der heute in das



Nordisch-germanischer Typus.



Alpin-rätischer Typus.

Safiental Einwandernden eine Vermehrung des rätisch-keltischen Einschlags in seiner Bevölkerung. Weil diese Einwanderung aber aus leicht einzusehenden Gründen nur eine geringe ist, habe ich durch zahlreiche Vergleiche in meiner Spezialarbeit gezeigt, dass es in der Schweiz kaum eine zweite Volksgruppe geben dürfte, die in so hohem Grade den nordisch-germanischen

Typus vertritt, wie die Bevölkerung der Höfe. Hier gibt es noch ganze Familien (z. B. Hunger I, Tabelle V) welche den nordisch-germanischen Typus in völliger Reinheit repräsentieren, und damit die Meinung von His und Rütimeyer (der Altmeister der schweizerischen Anthropologie), dass der alemannische „Reihengrabertypus“, der sogen. „Hohbergtypus“ in der Schweiz ausgestorben sei, widerlegen¹⁾. Dank des Umstandes, dass die Höfe in vorwalserischer Zeit infolge ihrer hohen Lage noch nicht ständig von Rätoromanen besiedelt waren, dank ihrer Isoliertheit und spezieller Bestimmungen des Walserrechtes, auf die ich später noch näher eintreten werde und welche eine Beeinflussung von aussen her auf lange hin verhinderten, kommt der Hohbergtypus zum Teil noch in völliger Reinheit im Safientale vor. Die ganz gleichen Gründe bewirken auch, dass im Safientale die nordisch-germanische Rassenkomponente viel mehr hervortritt als im Oberwallis, obwohl die safierischen Walser, wie ich im nächsten Kapitel beweisen werde, nicht direkt aus dem Norden, sondern auf dem Umwege über das Oberwallis nach Safien gekommen sind.

Die Tatsache, dass in der Bevölkerung (Tab. I) der safierischen Talsohle (bes. Platz und Neukirch) und in ihren Geschlechtern (Gredig in Tab. V) rätisch-keltische Rassenelemente relativ häufiger sind als in derjenigen der Höfe und ihren Geschlechtern (Hunger I in Tab. V), beweist, dass die Talsohle schon in vorwalserischer Zeit von alpinen Räten bewohnt gewesen sein muss. Dieser Gegensatz zwischen den Höfen und den Talsohlengemeinden erklärt auch manche Ausnahme von Tabelle II, wie auch den Umstand, dass die Frauen nach Tabelle III mehr rätisch-keltische Züge aufweisen als die Männer; denn die einzelnen Altersstufen und Geschlechter stammen zu ungleichen Teilen aus Safien I (Höfe plus die von den Höfen einst nach Versam Ausgewanderten). Weil z. B. von den Männern 37,3%, von den Frauen hingegen nur 29,6% aus Safien I stammen, weisen erstere bei allen Massen und Indices etwas mehr nordisch-germanische Elemente auf als letztere. So besitzen die Frauen nur darum eine relativ grössere

¹⁾ Durch viele Vergleiche und gründliches Studium der Korrelationsverhältnisse ist es mir gelungen, zu beweisen, dass der Hohbergtypus nicht römischen Ursprunges ist, wie His und Rütimeyer glaubten, sondern nordisch-germanischen.

Schädelkapazität als die Männer, weil die Räter, wie Tabelle I, IV und V deutlich zeigen, einen im Vergleich zur Körpergrösse geräumigeren Gehirnschädel besitzen als die Germanen.

In der Tabelle V können wir aufs schönste die Germanisierung des Safientales verfolgen. Manche Glieder der Familie Hunger (Hunger I), welche ursprünglich in den Höfen wohnten, sind nach und nach, sei es durch Heirat, sei es durch Einkauf etc. in die Gemeinden der Talsohle (Hunger II) gekommen, haben sich da mit den alteinheimischen Rätoromanen gemischt und sich darum diesen in vielen Merkmalen angenähert. Dass sie im Mittel noch etwas grösser sind als die in den Höfen verbliebenen, reingermanischen Hunger I, ist vielleicht auf den Umstand zurückzuführen, dass infolge sexueller Auslese vielfach gerade die grössten unter den Hungern nach den Orten der Talsohle auswanderten. Einer feineren Nuanzierung der sexuellen Auslese ist vielleicht der Umstand zu schreiben, dass öfters gerade die nach allen Massen und Indices reinen Germanen, wenn nicht braune Augen, so doch dunkle Haupthaare besitzen (Phot. I). Vielleicht ist aber die stärkere Pigmentierung der Haare ein Produkt der in den Alpen so intensiv wirkenden Sonnenbestrahlung. Ich bin nun um so eher zu der letzteren Annahme geneigt, als nur der hintere Teil des Haupthaares von dieser Verdunkelung betroffen wurde.

Wichtige Aufschlüsse gibt uns die Tabelle II. Nicht nur zeigt sie, dass während des jugendlichen Alters der Gehirnschädel fast nicht mehr, der Gesichtsschädel hingegen noch stark wächst, sondern auch, dass die rätisch-alpine Rasse in den meisten ihrer Merkmale resistenzfähiger ist als die nordisch-germanische. Unter den über 50 Jahre alten Safiern gibt es keine reinen Hohberger mehr. Nordisch-germanische Merkmale, wie: blonde Haarfarbe, übermässige Körpergrösse, relativ langer Rumpf, relativ kurze Extremitäten, Dolichokephalie, Leptoprosopie, relativ geringe Schädelkapazität trifft man unter den über 50 Jahre alten gar nicht mehr oder nur in einem geringen Prozentsatz. Die nordisch-germanische Rasse hat sich eben noch nicht so lange dem safierischen Milieu anpassen können wie die rätisch-alpine Rasse. Sie erweist sich darum in den meisten ihrer Merkmale schwächer als die letztere.

Von grösster Bedeutung für die Entwicklung des safierischen Volkstums ist die Mischung der beiden Typen geworden; denn sie hat in erster Linie wohl die Grundlage zu der bedeutenden mittleren Schädelkapazität und der überragenden Intelligenz der Safier geschaffen. Während die absolute Schädelkapazität der Männer bei dem rein alpin-rätischen Typus nach Wettstein (p. 12) 1429 ccm, nach Welcker (Ranke II, pag. 259) 1427 ccm und bei der rein nordisch-germanischen Rasse (Schweden) 1426 ccm beträgt, erreicht die mittlere Kapazität der safierischen Männer eine Höhe von 1541,2 ccm, ist also um mehr als 100 ccm grösser als bei den beiden reinen Rassen. Diese überraschende Tatsache, deren Wert nur dadurch eingeschränkt wird, dass die Kapazität nur durch Berechnung aus äusseren Massen gewonnen wurde, verdient, etwas näher auf ihre mögliche Ursache hin geprüft zu werden.

Der Betrag der Schädelkapazität hängt naturgemäss von der grössten Länge, der grössten Breite und der Höhe des Gehirnschädels ab. Die folgende Zusammenstellung mag darum diese letzteren Masse für die beiden reinen Rassen und deren Mischlinge zeigen, wobei ich die Masse für die rätisch-alpine Rasse der Arbeit von Frizzi über 80 Tiroler (pag. 56), diejenigen der nordisch-germanischen zum Teil (Länge und Breite) dem Werke von Retzius über die Schweden, zum anderen Teil (Ohrhöhe) meiner eigenen Arbeit entnehme.

In mm	Mischlinge (Safier)	Reine Räter (Tiroler)	Reine Germanen (Schweden resp. Hohberger)
Grösste Länge des Kopfes	195	185	192,9
Grösste Breite des Kopfes	161	159	151
Ohrhöhe des Kopfes	121	118	117

Die Safier haben im Mittel einen ebenso langen, ja sogar einen noch etwas längeren Gehirnschädel als die dolichokephalen Schweden und einen ebenso breiten, ja sogar noch etwas breiteren als die brachykephalen Tiroler. Ebenso übertreffen sie beide Kategorien ein wenig in der Entwicklung der Kopfhöhe.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich also die wichtige Tatsache, dass die Safier-Mischlinge die bedeutende Kopfbreite der alpinen Rasse mit der bedeutenden Länge der nordisch-germanischen Rasse vereinigen; ja noch mehr, diese Vereinigung

schuf die Möglichkeit, dass über sie hinaus der Schädelraum in allen drei Dimensionen etwas vergrößert werden konnte (siehe Phot. III).

Dass die Schädelkapazität infolge der Rassenmischung an Grösse zuzunehmen pflegt, hat auch Welcker an Hand echter Mulattenschädel bewiesen (Ranke II. pag. 260), welche einen bedeutend grösseren Schädelraum besitzen als die reinen Europäer oder Neger. Noch günstiger als die Mulatten stellen sich die Terzeronen.

Der Mangel an Mischgelegenheit und die daraus resultierende Inzucht, d. h. Kreuzung innert ein und demselben Typus, bedingt nach Darwin (pag. 376—377) nicht nur eine Verringerung der Variation und damit auch der Möglichkeit zur Entstehung eines veränderten Typus, sondern auch die Fruchtbarkeit der Nachkommen. Wohl aus diesem Grunde haben die 5 safierischen Familien, in denen ein Elter — in 4 Fällen die Frau — aus dem rätisch-keltischen Lugnetz stammt, der andere hingegen ein rein nordisch-germanischer Safier ist, im Mittel über 5 Kinder, während es sonst in Safien auf eine Familie nur 1,5 Kinder trifft. Photographie I des Anhangs zeigt zwei solche „gegensätzliche“ Typen, aus deren Ehe 5 Kinder hervorgegangen sind.

Die häufigen Verwandtenehen, die Inzucht machen also nicht nur erklärlich, warum innert weitverzweigter Familien und innert verschiedener Generationen der Typus, wie ich durch meine Familien- und Geschlechteruntersuchungen (Tab. V, Phot. II) bewiesen habe, ein so einheitlicher ist, dass man von einem eigentlichen Familien- oder Geschlechterttypus sprechen kann, sondern auch, warum die Kinderarmut eine so ausgesprochene ist. Die Entvölkerung des Safientales, wie ich sie im Kapitel F schildern werde, ruht also nicht ausschliesslich auf ökonomischer, sondern zum Teil auch auf anthropologischer Basis.

Die ursprünglichen Rassenunterschiede haben sich nicht nur infolge häufiger Kreuzung vielfach vermischt, sondern auch infolge von Milieu-Einflüssen. Ohne die Annahme einer Beeinflussung des somatischen Typus der Safier durch das safierische Milieu lässt sich nicht erklären:

1. dass die nordisch-germanische Langköpfigkeit fast völlig verschwunden ist; denn während nach den übrigen Massen

und Indices $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung nordisch-germanischen Charakter besitzen, gibt es nur 3,9% Dolichokephalen.

2. dass sich die Schädelkapazität über die Mischungskomponenten hinaus (siehe pag. 15) und unabhängig von der Mischung erhöht hat; denn die schwedischen Germanen besitzen nach Welcker eine Kapazität von 1426 ccm, die safierischen hingegen eine solche von 1482,4 ccm. Ebenso steht die Kapazität der Disentiser Wettsteins (pag. 10) mit einem mittleren Werte von 1429 ccm bedeutend zurück hinter derjenigen der reinen Disentistypen des Safientales, wo sie durchschnittlich 1543 ccm beträgt.
3. dass volle 63,6% aller Männer und die Mehrzahl der nach allen andern Merkmalen reinen Hohberger (Phot. I) dunkelbraune Hinterhauptaare besitzen, obwohl nur 24,8% dunkelbraune Schnurrbarthaare aufweisen und überhaupt nach allen übrigen Merkmalen — mit Ausnahme des Längenbreiten-Index — die rätisch-keltische Beimischung (reine Disentistypen + Hälfte der Mischlinge) nur zirka $\frac{1}{3}$ der Gesamtheit beträgt.

Kann dieses Nachdunkeln des Hinterhauptaares damit erklärt werden, dass dieses in viel intensiverem Grade der pigmentbildenden Kraft der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist als das vordere Haupt- und das Barthaar, weil der Safier wegen der gebirgigen Natur seines Arbeitsfeldes genötigt ist, im Freien den Blick meistens auf den Boden zu richten und den Kopf also vornüber zu senken, so gelingt es kaum, die unter 1 und 2 angeführten Metamorphosen auf bestimmte Ursachen zurück zu führen. Da diese Umwandlungen auch innert des Safientales vor sich gegangen sind, ist aber doch mit Bestimmtheit zu sagen, dass gewisse Eigenschaften des safierischen Milieus, seien sie nun psychischer oder physischer, kultureller oder biologischer Art, sie bewirkt haben müssen. Vielleicht dass die bedeutende und vielseitige Arbeitsleistung des Safiers, welche bestimmte Zentren der Hirnhemisphären allseitig und kräftig in Anspruch nimmt, übt und darum vielleicht auch vergrössert, in Verbindung mit den vorzüglichen Lebensbedingungen — nahrhafte und reichliche Ernährung, gesunde Arbeit — nicht ohne Einfluss auf die Ausgestaltung seiner Kopfform geblieben sind.

Durch die verschiedenen Arten von Metamorphose wird eine allmälige Anpassung an das gebirgige Milieu des Safientales erreicht und damit in vielen Merkmalen eine von der Typenmischung unabhängige Annäherung an den rätisch-keltischen Typus¹⁾, eine Annäherung, welche bewirkt, dass im grossen ganzen die alpin-rätische Rasse nicht nur ontogenetisch (Tab. II), sondern auch phylogenetisch sich darum im safierischen Milieu als lebenskräftiger erweist, weil sie sich länger an seine speziellen Lebensbedingungen und Einflüsse anpassen konnte als das erst von den Walsern nach Safien verbrachte nordische Germanentum.

Zum Schlusse meiner Erörterungen über den somatischen Charakter der Safier will ich noch einige Resultate meiner Schüleruntersuchungen mitteilen. Durch Vergleiche mit gleichalterigen Bauernkindern von Schaffhausen und Stadtkindern von Zürich habe ich festgestellt, dass das Wachstum der safierischen Volksschüler ein viel regelmässigeres und, was noch wertvoller ist, ein viel intensiveres ist als dasjenige ihrer zum Vergleich herbeigezogenen Kameraden. So weisen die Safier vom achten Lebensjahre an bei allen Kopf- und Körpermassen — eine einzige Ausnahme bildet die Ohrhöhe des Kopfes — in allen Jahrgängen höhere Werte auf als die gleichalterigen Zürcher, resp. Schaffhauser. Sind die Safier im achten Jahre z. B. noch etwas kleiner als ihre Kameraden aus der Nordostschweiz, so sind sie im 14. Jahre bereits 12,5 cm grösser als die Zürcher und 11,1 cm grösser als die Schaffhauser. Dieser Umstand wird sich zum Teil dadurch erklären, dass die grosse, und weil nordische erst im späteren Alter ausreifende, germanische Rasse zu einem grösseren Prozentsatz in Safien vertreten ist als in Schaffhausen und Zürich; zum Teil aber sicherlich auch dadurch, dass die Safier im Gegensatz zu den Zürchern und Schaffhausern nur im Winter die Schule besuchen, den Sommer über aber auf der Alp gleichsam in ständiger Ferienkolonie leben, daselbst den mannigfaltigsten Arbeiten obliegen, wodurch ihr Körper eine vollständige und allseitige Ausbildung erlangt, und das um so eher, als die Ernährung der Safierknaben eine äusserst rationelle, nahrhafte

¹⁾ Eine ganz ähnliche Erscheinung ist die von Schurtz (Urgeschichte, p. 30) und anderen Forschern bezeugte Annäherung der in Amerika eingewanderten Neger und Weissen an den indianischen Typus.

und reichliche ist. Auf die gesündere Lebensweise wie auch auf die geringere rätisch-keltische Rassenbeimischung (bei Mischlingen ist naturgemäss, das Wachstum ein viel komplizierteres als bei reinen Typen) ist wohl auch der Umstand zurückzuführen, dass die Variation vom 9.—14. Jahre bei den Safiern nur 1,4 cm, bei den Schaffhausern hingegen 1,8 cm und bei den zürcherischen Stadtkindern sogar 4,9 cm beträgt. Gleichmässiges, stetig starkes Wachstum vom 8.—14. Jahre unterscheidet die Safier also vorteilhaft von den Schaffhausern und besonders den Zürchern und erklärt, warum die erwachsenen Safier mit ihrem hohen, mittleren Wuchs kaum ihresgleichen finden in irgend einer anderen schweizerischen Volksgruppe, sind sie doch im Mittel eben so gross wie die allergrössten unter den Europäern, die Schotten und Schweden¹⁾. Dass die überragende Körpergrösse der Safier nicht ausschliesslich das Produkt der Rassenmischung sein kann, ergibt sich daraus, dass die Körpergrösse der rein alpinen Tiroler nach Frizzi (pag. 56): 167,3 cm, die der rein nordischen Schweden nach Retzius (pag. 287) 170,8 cm beträgt, die Safier also im Mittel, wenn wir sie aus guten Gründen zu $\frac{2}{3}$ aus Alemannen und $\frac{1}{3}$ aus Rättern zusammengesetzt denken, 169,8 cm messen müssten, während sie aber in Wirklichkeit eine mittlere Grösse von 171,5 cm, in den Höfen sogar von 174 cm erreichen, also 1,6 cm, resp. 3,2 cm grösser sind, als sie ohne Annahme einer von der Mischung unabhängig wirkenden Metamorphose biologischer Natur sein würden. Zu dem gleichen Schlusse führt die Tatsache, dass nicht $\frac{1}{3}$ aller Safier klein bis mittelgross ist, wie es die alpin-rätische Beimischung verlangen würde, sondern nur 22,7%²⁾.

¹⁾ Ebenso weist keine der 123 von Welcker (Ranke II, pag. 259) aufgestellten Messungsserien aus allen möglichen Volksgruppen der Erde ausser derjenigen aus der Schweiz (1543 ccm) eine so hohe mittlere Schädelkapazität auf wie meine safierische.

²⁾ Dass die durch die verschiedenen Metamorphosen unabhängig von der Typenkreuzung bewirkten Veränderungen des Safiertypus nur sehr geringe und allmähliche sind, geht nicht nur aus den seit ca. 5 Jahrhunderten durch sie bewirkten, geringen Massveränderungen hervor, sondern auch daraus, dass, wie meine durch drei Generationen sich vollständig erstreckenden Familienuntersuchungen ergeben haben, die Kinder sich im Mittel nicht merklich mehr von den Grosseltern unterscheiden als von den Eltern.

Wie ausnehmend günstig die Wachstumsbedingungen der Safierkinder sind, mag daraus hervorgehen, dass, obwohl nach der Meinung aller Anthropologen in der ganzen Welt die „höheren“ Schüler (Mittelschüler, Gymnasiasten etc.) das günstigste, nämlich das grösste Wachstum aufweisen, keine einzige von den 15 Messungsreihen aus höheren Schulen, welche Hoesch-Ernst in der Tab. III ihres Werkes zusammengestellt hat, so hohe Zahlen aufzuweisen hat wie die safierische. Nach Hoesch-Ernst zeichnen sich die von Rietz in den höhern Schulen Berlins gemessenen Kinder vor allen andern Mittelschülern durch die grösste mittlere Körpergrösse aus. Dass meine Safier aber selbst diese Berliner an Körpergrösse und Intensität des Wachstums übertreffen, mag der folgende Vergleich (in cm) zeigen:

Alter	9—10	11—12	13—14
Safier	131,3	143,8	156,2
Berliner	131,2	139,5	150,6
Safier mehr	0,1	4,3	5,6

Als *Hauptresultat* meiner somatologischen Untersuchungen ergibt sich der Nachweis:

1. dass die nordisch-germanische Rasse sich in der Schweiz, in ganz Mitteleuropa kaum irgendwo mehr so rein vorfinden dürfte wie in den ab- und hochgelegenen Safierhöfen,
 2. dass nur die Bevölkerung der Talsohle eine deutliche alpin-rätisch-keltische Beimischung verrät,
 3. dass verschiedene Metamorphosen, welche als Ausfluss gewisser Eigenschaften des Milieus erscheinen, eingetreten sind. Sie bestehen darin, dass die nordisch-germanische Rasse immer mehr der alteinheimischen und diesem Milieu besser angepassten alpin-rätischen Rasse angenähert wurde,
 4. dass die Safier dank günstiger Rassen- und Milieuverhältnisse im Mittel eine in physisch-antropologischer Hinsicht vortrefflich entwickelte Bevölkerungsgruppe darstellen.
-

C. Besiedelungsgeschichte.

Das letzte Kapitel hat uns gezeigt, dass die safierische Bevölkerung sich aus zwei Rassenelementen zusammensetzt. Dieses Kapitel soll die Frage beantworten, wann und unter welchen Umständen sie in das Safiental gelangt sind, in welchem Umfange sie von ihm Besitz genommen und geographisch umgestaltend auf dasselbe eingewirkt haben.

I. Vorgermanische Epoche.

Da das Safiental wegen seiner Kleinheit und seiner Abgeschlossenheit in der politischen Geschichte Graubündens nie eine bedeutende Rolle gespielt hat, da überdies die Schilderung der politischen Geschichte Safiens nicht in den Rahmen dieser Arbeit gehört, beschränke ich mich in meiner Darstellung der Geschichte Safiens auf dasjenige, was Bezug hat auf die Besiedelung.

Trotz seiner bedeutenden Höhe über Meer und trotz der Gebirgswälle, die es von allen Seiten von der Aussenwelt abschliessen, scheint das Safiental schon in der vorhistorischen Zeit, wenn nicht bewohnt, so doch schon bekannt, von Jägern besucht gewesen zu sein; wenigstens hat man auf der safierischen Seite des Tomülpasses zwei kupferne Dolche und in Sculms ein kupfernes Beil gefunden, die nach Heierli der Bronzezeit angehören.

Die eigentliche, aber immer auch noch spärliche Besiedelung des Safientales beginnt wahrscheinlich erst mit der römischen Zeit. Vereinzelte Namen wie Acla, Campel, Roncli, Ronca etc. auf dem Gebiete der Talsohle und die romanischen Alpnamen beweisen, dass sich allmählich im Safientale eine halbnomadische, im Sommer auf den Alpen Alpwirtschaft, auf der Talsohle Ackerbau treibende und in den Talsiedelungen überwinternde, romanische Bevölkerung ansiedelte. Dass auf dem Gebiete der jetzigen Höfe nicht ein einziger romanischer Flurname zu treffen ist, der auf Rodung von Wald hindeutet, und dass ihre Bevölkerung

in anthropologischer Hinsicht so rein nordisch-germanische Verhältnisse aufweist wie kaum eine zweite der bekannten Bevölkerungsgruppen der Schweiz, beweist, dass, wo sich heute die schmucken, braunschwarzen Heimehäuser der Höfe sonnen inmitten weiter, prächtiger Wiesenplane, in damaliger Zeit alles Gebiet noch mit wildem Urwalde bedeckt war. Das ist auch wohl zu begreifen, sind doch die Höfe zu hoch gelegen, um Ackerbau zu erlauben, umgekehrt zu niedrig, um ohne weiteres eine Nutzniessung zu gestatten; denn sie liegen, im Gegensatz zu den Alpen, noch innert der Waldzone. Einzig Versam war dank seiner günstigeren anthropogeographischen Verhältnisse schon in vorwalserischer Zeit relativ dicht bevölkert; darum findet man heute innert seiner Bevölkerung viele rätisch-keltische Typen, romanische Geschlechter, Flurnamen und Steinbauten, ähnlich den engadinischen.

Besass also das Safiental in vorwalserischer Zeit, gleich anderen Walsertälern, z. B. dem Rheinwald und dem Avers nur in seinen tiefer gelegenen Teilen Wintersiedelungen, während in den höher gelegenen höchstens Sommerwohnungen, Alphütten vorhanden waren, so änderten diese Verhältnisse gründlich mit der Einwanderung der deutschen Walser. Da über deren Herkunft, die Zeit und Ursache ihrer kolonisatorischen Tätigkeit die vielfältigsten, sich gegenseitig widersprechenden Theorien aufgestellt worden sind, müssen wir, bevor wir die besiedelungsgeschichtlichen Verhältnisse des Safientales weiter darstellen, die verschiedenen Walsertheorien in ihren Grundzügen wiedergeben. Eine kritische, methologische Betrachtung soll uns dann instand setzen, die einzig richtige mit Sicherheit herauszufinden.

II. Germanische Epoche.

1. Die verschiedenen Walsertheorien.

Kaum eine besiedelungsgeschichtliche Frage hat eine so reiche Literatur gezeitigt und eine so mannigfaltige Geschichte hinter sich wie die Walserfrage, d. h. die Frage, woher, wann und warum viele hochgelegene Talschaften Graubündens und des Vorarlbergs, wie z. B. Davos, Prättigau, Schanfigg, Churwalden, Avers, Rheinwald, Vals, Safien, Obersaxen etc. von Deutschen besiedelt worden sind. Erhard Branger hat in seiner

Arbeit „Rechtsgeschichte der freien Walser in der Ostschweiz“ übersichtlich und kritisch die verschiedenen Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt.

Während bei den alten Chronisten und Geschichtsschreibern bezüglich des Ursprunges der Walser erst zwei Theorien einander gegenüberstehen, wobei die eine, vertreten durch Ägidius Tschudi, Josias Simmler, Stumpf und Joh. Guler, ohne jede stichhaltige Begründung, eine Abkunft von ureingesessener, vorrätischer, deutscher Bevölkerung, die andere aber, zum ersten Mal wahrscheinlich gemacht durch Ulrich Campell und noch besser begründet durch Fortunat Sprecher und Sererhard, eine Einwanderung aus dem Oberwallis annimmt, ist es der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts vorbehalten gewesen, zu diesen zwei alten Theorien noch weitere hinzuzufügen. Neigen J. U. von Salis-Seewis und C. von Moor zu der Ansicht hin, es habe eine Einwanderung, sowohl aus *Schwaben*, als auch eine aus dem *Wallis* stattgefunden, behauptet ein anonymer St. Galler Verfasser (Branger pag. 17) eine Germanisation der jetzt deutschsprechenden Alpengebiete von Osten nach Westen, während J. von Arx von den Chronisten die alte Auffassung übernommen hat, es seien die freien Walser Deutsche alträtischer Herkunft und A. Kaiser und Fl. Egger die schon von Salis-Seewis als unhaltbar bewiesene Theorie aufstellen, dass die rätischen Walser auf Alamannen zurückgehen, welche im Jahre 496 durch die Franken unter Chlodwig bei Zülpich überwunden wurden und darnach als fremde Flüchtlinge, als „Walsen“ nach Rätien gekommen seien. Galanti und Adolf Schiber sehen in den Walsern Abkömmlinge jener gothischen Kapitulanten, welche nach dem Treffen am Mons Vesuvius (anno 553) von dem Sieger freien Abzug nach Norden erhalten haben sollen, also von Süden her die Alpen besiedelt hätten.

Nichts zeigt so sehr die Buntheit und den Widerstreit der verschiedenen Meinungen als diese Tatsache, dass der eine Forscher die Walser aus dem Norden, der zweite aus dem Süden, ein dritter aus dem Westen und endlich ein vierter aus dem Osten stammen lässt. Ebenso mannigfaltig sind die Meinungen über die Zeit der Walsereinwanderungen. Lassen diejenigen, welche die keltische Sprache nicht von einem alamannischen

Dialekt zu unterscheiden wissen, die Walser seit urdenklichen Zeiten auf dem rätischen Boden weilen, sind sie nach andern seit dem fünften resp. sechsten Jahrhundert in den rätischen Gebirgslandschaften, während wieder andere sie erst mit dem 10., noch andere erst im 13. Jahrhundert hier erscheinen lassen.

Gleich wie über Ursprungsort und Zeit der Walsereinwanderungen herrschen auch über deren Veranlassung die widersprechendsten Anschauungen. Nach den einen sind die Walser eine autochthone Urbevölkerung, nach anderen zersprengte Reste eines geschlagenen Alamannen-, Langobarden- oder Gothenheeres. Nach anderen wurden sie von den hohenstaufischen Kaisern zum Schutze von Alpenstrassen, wieder nach anderen bald durch weltliche, bald durch geistliche Grossen, sei es als Söldner, oder als Säumer und Ruttner oder endlich als bäuerliche Kolonisten angesiedelt.

Verschieden ist auch die Meinung über die rechtshistorische Stellung der Walser. Sie bewegt sich zwischen den beiden Extremen der Vollfreiheit und der Leibeigenschaft.

Ebenso mannigfaltig wie die Theorien über den Ursprung, die Zeit, die Ursache und die Art der Walsereinwanderungen sind die Mittel, mit welchen diese verschiedenen Theorien zu stützen gesucht wurden. Verficht der eine seine Hypothese mit allgemein geschichtlichen Erwägungen und Vergleichen, sucht ein zweiter mittels urkundlicher Untersuchungen dem Probleme auf den Grund zu kommen. Ein dritter arbeitet ethnologisch, stützt seine Theorie auf Ähnlichkeiten in Sage, Namengebung, Sprache, Siedelungs- und Wohnart etc. Viele hoffen endlich eine endgültige Lösung der Walserfrage von genauen anthropologischen Untersuchungen. Da die sichere Erreichung eines Zieles durchaus abhängig ist von einer richtigen Auswahl der Mittel und Wege, so kann in unserem Falle also die richtige Lösung des Walserproblems nur durch sichere, unzweideutige Forschungsmethoden herbeigeführt werden. Augenscheinlich sind aber nicht alle die angeführten Forschungsmethoden in der Walserfrage in gleichem Masse beweiskräftig, während sie dennoch ohne Auswahl und ohne kritische Überlegung von vielen Forschern angewendet worden sind. Es ist daher erklärlich, wenn so in jeder Beziehung heterogene Walsertheorien entstehen konnten.

Will man aus allen diesen die einzige richtige mit Sicherheit herausfinden, ist nichts so notwendig wie eine vorurteilslose Prüfung und Wertschätzung der verschiedenen Forschungsmethoden. Da diese so grundlegende Arbeit noch von keinem Forscher systematisch unternommen worden ist, sei es uns erlaubt, sie im folgenden durchzuführen.

2. Eignung der verschiedenen Forschungsmethoden zur Lösung der Walserfrage.

Die einzige genaue und untrügliche Beweisführung ist die an Hand echter zeitgenössischer Urkunden; denn sie sind die einzigen direkten Zeugen längst vergangener Geschehnisse; alle andern Untersuchungsmethoden, d. h. die linguistischen, ethnographischen und anthropologischen, sind nur indirekte und für sich allein nicht streng beweisend, sie arbeiten unsicher, unbestimmt, zweideutig; denn

1. erlauben sie keinen Rückschluss auf die Richtung einer Wanderung; denn selbst in dem Falle, dass z. B. die Bevölkerung des Oberwallis und die der bündnerischen Walser-täler genau die gleichen Verhältnisse aufweisen, wüsste man noch nicht, ob die Wanderung deutscher Elemente von Westen nach Osten oder in umgekehrter Richtung stattgefunden hat,
2. lassen sie den Forscher in zeitlicher Beziehung ganz im Stich; denn wir sind weit davon entfernt, genau zu wissen, wie lange z. B. heute vorhandene Unterschiede in Sprache, Sitte und Typus etc. gebraucht haben, um sich in verschiedenem Milieu aus ursprünglich gleichen Verhältnissen heraus zu bilden, oder umgekehrt, welche Zeit verstrich, um in ähnlichen Milieus ursprüngliche Verschiedenheiten zu verwischen oder vollends aufzuheben,
3. sind sie in qualitativer Hinsicht geeignet, vieldeutige Resultate zu liefern, weil sehr schwer zu entscheiden ist, ob eine Ähnlichkeit im Kulturbesitz und Typus auf einer Migration oder einer späteren Entlehnung resp. Mischung, oder auf einer „generatio aequivoca“, einer selbständigen Entstehung in ähnlichem Milieu beruht, umgekehrt Unterschiede auf

eine frühere Wanderung von einem bestimmten Milieu in ein anders geartetes, das frühere Ähnlichkeiten in ihr Gegenteil umwandelte, oder auf unabhängige Urzeugung in anders geartetem Milieu zurückgehen.

Ich möchte namentlich den letzteren Punkt genauer ausführen, und zwar nicht nur um die Schwierigkeit derartiger Forschungen zu veranschaulichen, sondern auch um weitere Gesichtspunkte zu gewinnen für die Entscheidung, welche der vielen einzelnen Forschungszweige am beweistüchtigsten und darum für eine richtige Lösung der Walserfrage am wertvollsten sind. Das Problem ist folgendes:

Sowohl im Oberwallis als auch in den Walsertälern Graubündens finden wir eine heute deutschsprechende Bevölkerung, welche nach den grundlegenden Arbeiten von J. Rud. Burkhardt, Bachmann, Hoppeler, Heierli, Öchsli, Muoth, Zimmerli, Bedot, Pittard, His, Rüttimeier, Wettstein und anderen ein Gemisch darstellt von einer alpinen, rätisch-keltischen Urbevölkerung mit einer später eingewanderten, nordisch-germanischen, alamannischen Bevölkerung. Unsere Aufgabe besteht darin zu entscheiden, ob die vielen heutigen Ähnlichkeiten in Sprache, Typus, Sitte, Lebensformen etc. wirklich den Schluss erlauben, dass die Walser Graubündens aus dem Oberwallis stammen, oder ob sich jene allenfalls selbständig herausgebildet haben¹⁾. Der letztere Fall ist nur dann möglich, wenn die anthropogeographischen Bedingungen der beiden Milieus genau die gleichen sind. Umgekehrt sprechen allfällige ethnographische und antropologische Verschiedenheiten nur dann gegen eine Einwanderung aus dem Oberwallis, wenn sie sich nicht aus Unterschieden des Milieus erklären lassen. Um die Walserfrage auf nicht urkundlichem Wege richtig zu lösen, bedarf es also in erster Linie einer Würdigung der anthropogeographischen Verhältnisse des Oberwallis und der rätischen Walsertäler.

¹⁾ Alle anderen Walsertheorien kann ich bei Seite lassen; denn sie sind so wie so darum unrichtig, weil die Walser erst seit dem 13. Jahrhundert in Graubünden auftreten und sie einen alamannischen Dialekt sprechen. Die Frage ist nur, ob die Walser direkt oder auf dem Umwege über das Oberwallis nach Graubünden gekommen sind.

Um konkret zu bleiben und um das an und für sich schon komplizierte Problem nicht noch komplizierter zu gestalten und um Gebiete miteinander zu vergleichen, die in jeder Beziehung gründlich erforscht sind, beschränken wir uns auf einen Vergleich des Oberwallis mit dem Safientale. Das anthropogeographische Milieu des Safientales gleicht demjenigen des Oberwallis nur in einer Beziehung, nämlich darin, dass es wie dieses ein Gebirgstal ist, ein Umstand, welcher bewirkt, dass die Erwerbsmöglichkeiten und damit auch die Beschäftigung der Bewohner in den beiden Talschaften die gleichen sind. Alle diejenigen Bräuche und Lebensformen, welche notwendiger Weise mit der Ausübung der Alpwirtschaft verbunden sind, alle diejenigen Charaktereigenschaften, welche einen natürlichen Ausfluss des Gebirgsmilieus darstellen, dürfen darum nicht als Beweis für den Ursprung der Safier aus dem Oberwallis benutzt werden. In jeder anderen Beziehung ist aber das Safiental anthropogeographisch anders beschaffen als das Oberwallis. Während ersteres ein wild-zer-rissenes, schmales, unbedeutendes Seitentälchen ist, bildet das Oberwallis das oberste, aber dennoch relativ tief gelegene Stück eines mächtigen Haupttales, mit verhältnismässig breitem Talboden und mächtigen Talhängen. Während letzteres von verschiedenen Seiten leicht zugänglich war, konnte das Safiental bis vor kurzem nur auf wenigen mühsamen Saumpfaden erreicht werden und war durch die grausige Versamerschlucht völlig vom Haupttale abgeschnitten. Alle die Unterschiede, welche die Safier in Typus, Sprache, Lebensweise etc. von den Oberwallisern scheidet und welche sich auf diese Unterschiede im Milieu zurückführen lassen, dürfen darum nicht als Gegenbeweise für eine Einwanderung der Safier aus dem Oberwallis Verwendung finden. Weil das Safiental z. B. fast keine grösseren zusammenhängenden Siedelungsflächen aufweist, ist die Hofsiedelung mit Einzelsennerei, einzel-nem Backhaus etc. im Gegensatze zum Oberwallis, wo wir darum auch das Dorf — Schutzsiedelung — mit Genossenschaftssennerei und Dorfbackhaus haben, fast die Regel.

Weil das Oberwallis viel günstigere anthropogeographische Verhältnisse aufweist als das Safiental, muss es in voralamannischer Zeit viel intensiver von der alpinen Rasse bewohnt gewesen sein als das Safiental. Daraus erklärt sich, dass nicht deutsche topo-

graphische Namen im Safiental viel seltener sind als im Oberwallis und dass die Safier dem Typus nach einen nordischeren Charakter besitzen als die Oberwalliser. Der Einwurf, dass die Safier, wenn sie aus dem Oberwallis stammen würden, die beiden vorkommenden Rassentypen in gleichem Mischungsverhältnis representieren sollten wie die Oberwalliser, ist völlig ungerechtfertigt; denn erstens weilten die Safier höchstens 3—4 Jahrhunderte im Oberwallis und waren zu dieser Zeit infolge der strengen Bestimmungen des Walserrechtes, welche jede Ausserzucht verunmöglichten, von einer Beeinflussung durch die relativ reichliche rätisch-alpine Urbevölkerung geschützt. Erst in viel späterer Zeit, erst als die Walser schon lange in Graubünden weilten, konnte die Vermischung der beiden Rassen stattfinden. Dass die Safier sich in ihrem Typus weniger von der alpin-keltischen Rasse beeinflusst zeigen als die Oberwalliser, ist aber nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Safier in späteren Jahrhunderten eine geringere Urbevölkerung sich zu assimilieren hatten als die Oberwalliser, sondern auch dass letztere infolge der leichteren Zugänglichkeit ihres Wohnortes einer Beeinflussung durch alpin-keltische Nachbarn viel mehr ausgesetzt waren als die von der Aussenwelt abgeschlossenen Safier und dass bei letzteren die bis vor wenigen Jahrzehnten bestehenden Knabengesellschaften endogamische Tendenzen verfolgten. Sprechen die anthropologischen Verhältnisse von heute nicht direkt *für* einen genetischen Zusammenhang der beiden Volksgruppen, so umgekehrt auch nicht dagegen; denn die Inzuchtvorschriften des Walserrechtes und der Knabengesellschaften, wie auch die verschiedenen anthropogeographischen Verhältnisse der beiden Talschaften können ganz gut den Unterschied in der prozentualen Beteiligung der zwei Rassen innert der beiden Volksgruppen bewirkt haben. Weil die Walser, wo sie auch weilten, keine fremden Elemente aufnahmen und darum auch nicht in ihrem heutigen Typenbefunde verraten können, ist die Anthropologie für eine Untersuchung über den Ursprung der Walser ungeeignet. Sie kann wohl beweisen, dass die Walser Graubündens wie die Deutschen des Oberwallis ursprünglich vom europäischen Norden gekommen sind, dass sich das nordisch-germanische Element nirgends so rein erhalten hat wie in den Walserkolonien, sie kann aber aus

den genannten Gründen nicht entscheiden, ob die Einwanderung direkt aus dem Norden oder auf dem Umwege über das Wallis oder sogar Norditalien stattgefunden hat.

Schon geeigneter für die Lösung der Walserfrage als die Anthropologie ist die wissenschaftliche Untersuchung des Sprachgutes der beiden Volksgruppen. Wegen der in qualitativer Hinsicht gleichen Volksmischung in Safien und dem Oberwallis, und weil die Safier höchstens 3 – 4 Jahrhundert im Oberwallis gewohnt haben können, ist aber auch in dieser Beziehung schwer zu unterscheiden zwischen Material, das den Ursprung aus dem Oberwallis beweist, solchem, das ihn nur wahrscheinlich macht und solchem, das, weil es eben so gut selbständig sich ähnlich oder verschieden hat herausbilden können, völlig beweisuntüchtig ist. Alle diejenigen übereinstimmenden Eigentümlichkeiten, welche bloss Relikte aus althochdeutscher, germanischer Zeit bedeuten, wie z. B. das Beibehalten des alten, vollen Vokals in den heute unbetonten Endsilben, erlauben keinen Schluss auf einen genetischen Zusammenhang der safierischen Walser und der Deutschen des Oberwallis; denn ihre beidseitige Erhaltung lässt sich ganz gut aus der allen Gebirgsvölkern charakteristischen Eigenschaft des Konservatismus erklären. Schon beweiskräftiger sind vielleicht alle diejenigen Erscheinungen, besonders in der Lautgebung und dem Wörterschatz, welche auf Beeinflussung durch die Sprache der keltisch-rätischen Urbevölkerung zurückgehen; denn da das Safiental infolge seiner anthropogeographischen Verhältnisse eine nur sehr geringe romanische Urbevölkerung besass, ist eine allfällig zu konstatierende stärkere Beeinflussung des Alamannischen durch das Romanische bei der Abgeschlossenheit des Safientales nur dadurch zu erklären, dass seine Bevölkerung aus einem Gebiete stammt, wo eine dichtere welsche Urbevölkerung vorhanden war, also z. B. aus dem Oberwallis. Da wir aber weit davon entfernt sind, genau und bestimmt zu wissen, welche Eigentümlichkeiten des Safier-, resp. Oberwalliserdialektes durch Berührung mit dem Romanischen entstanden sind, und da die rechtshistorischen und anthropologischen Verhältnisse beweisen, dass die Walser sich so intensiv als möglich von der Urbevölkerung absonderten und so die sprachliche Beeinflussung durch letztere sicherlich eine geringe war und die Safier im

besten Falle nur wenige Jahrhunderte im Oberwallis gewellt haben können, glauben wir, dass ein wirklich triftiger und überzeugender Beweis für die Abstammung der Safier aus dem Oberwallis durch linguistische Untersuchungen kaum geleistet werden kann. Nach unserer Überzeugung sind als zulässiges Beweismaterial für die Lösung der Walserfrage überhaupt alle diejenigen Erscheinungen ungeeignet, welche sich aus tausend und abertausend Einzelercheinungen zusammensetzen, die unmöglich alle vom Forscher überblickt und bei seinen Schlussfolgerungen berücksichtigt werden können. Nun ist aber z. B. gerade jede einzelne Lautveränderung das Resultat einer Unmenge von kleinen, allmäligen Veränderungen, welche wohl zum Teil auf gewisse anthropologische Mischungsverhältnisse, die für die Ausbildung der Gaumenpartie, der Sprachzentren des Gehirnes etc. und die Ausgestaltung der Sprache vielleicht nicht ohne Bedeutung sind, zum andern Teil auf den unberechenbaren direkten Einfluss der anthropogeographischen Verhältnisse — z. B. ist bei einer dichten Bevölkerung die Sprachentwicklung ohne Zweifel eine viel raschere und andere als innert einer sehr dünnen Bevölkerung, weil dort die gegenseitige Beeinflussung infolge der imitativen Suggestibilität und die Wahrscheinlichkeit der Variation eine viel grössere ist als hier — zurückgehen. Umgekehrt ist zuzugeben, dass gerade wegen der Kompliziertheit aller der Sprachveränderungen und wegen der bedeutenden Unterschiede in den anthropogeographischen Verhältnissen der Walsertäler und des Oberwallis es höchst unwahrscheinlich, ja fast unmöglich ist, dass eine linguistische Erscheinung, welche nur für die Oberwalliser — und Walserdialekte eigentümlich ist und diese von allen übrigen schweizerdeutschen Dialekten unterscheidet, unabhängig von einander entstanden sein soll. Stimmt also die Sprache der Safier in syntaktischer und lautlicher Beziehung fast vollständig überein mit dem Dialekte der Oberwalliser, so dürfen wir, wenn wir streng wissenschaftlich bleiben wollen, wohl folgern, dass die deutschen Safier höchst wahrscheinlich, nicht aber, dass sie wirklich aus dem Oberwallis stammen; denn zu dem letzteren Schlusse fehlt uns die genaue und klare Beweisführung, fehlt uns eine genaue Abschätzung und Wertung der verschiedenen Einflüsse und Möglichkeiten. Auf je komplizierterem Grunde sich eine Spracherscheinung auf-

baut, um so wahrscheinlicher lässt eine Übereinstimmung auf den genetischen Zusammenhang zweier Dialekte schliessen, um so weniger ist sie aber geeignet, einen solchen streng zu beweisen. Wirklich beweiskräftig sind allein die einfachsten Spracherscheinungen, nur diejenigen, welche ihr Dasein der einmaligen, schöpferischen Geistestat eines einzelnen Menschen ihr Dasein verdanken, also in erster Linie gewisse Sagenzüge, Volkssprüche und Eigennamen. Von diesen Sprachgutelementen darf als sicheres ethnologisches Beweismaterial nur das gebraucht werden, dessen Verbreitung, Ursprungszeit und -ort man genau kennt. Ein bekannter, alter Spruch kommt z. B. im Safientale in zwei Versionen vor:

Rita Rolli Rössli

D'Fraue gönd is Schlössli

- | | |
|---|--------------------------------|
| a) D'Buaba gönd is Summerhus | b) D'Buaba gönd ga Halberstei |
| Dort schauet alli Maitli drus | Jumpfere, well der mit mer hei |
| Die eint spinnet Sida | In de schöne Garte |
| Die zweit chnetschet Chrida | Wo die schöne Blüemli wachse |
| Die dritt gaht in Keller | Die wisse und die zarte. |
| Holt Postchartine (=Weissbrot) und Teller | |
| Holt süsse Wi und sure Wi | |
| Das Gütli muss versoffen sin. | |

Dieser Spruch beweist nur dann eine Einwanderung der Safier aus dem Oberwallis, wenn das den safierischen Variationen zu Grunde liegende und in der Nordschweiz in seiner unverfälschten Form erhaltene mythologische, altgermanische Nornenmotiv genau mit den gleichen Abänderungen im Oberwallis vorkäme, denn an eine spätere Entlehnung könnte in diesem Falle nicht gedacht werden, weil ja aus dem gleichen Grunde auch z. B. die Zürcher diese Variationen aufweisen müssten, was sogar darum noch wahrscheinlicher wäre, als diese nicht durch eine romanische Nachbarbevölkerung vom Oberwallis getrennt sind wie die Safier.

Ebenso sind nur diejenigen Ähnlichkeiten in den Sagen sichere Beweise für die Herkunft der deutschen Safier aus dem Oberwallis, welche nachgewiesenermassen weder auf nordisch-germanische noch rätisch-keltische Sagenkreise zurückgehen, noch unabhängig von einander haben entstehen können. Dass man gerade in letzterer Hinsicht in der Auswahl seines Beweismaterials vorsichtig sein muss, beweisen die bis ins einzelne gehenden Ähnlichkeiten in den sagenhaften Geschichten, welche man im

Oberwallis vom Wegerbaschi, im Safientale vom „Gadmenmichel“ erzählt. Wüsste man nicht mit Bestimmtheit, dass diese Geschichten innert des letzten Jahrhunderts ganz unabhängig von einander entstanden sind und sich ihre Ähnlichkeit nur durch die Ähnlichkeit der Lebensumstände beider Helden und die Ähnlichkeit der Volkspsyche der Oberwalliser und Safier erklären lässt, so würde man ohne Zweifel diese Übereinstimmung in sagenhaften Elementen zu einem Beweise für den Ursprung der Safier aus dem Oberwallis benutzt haben, und das um so mehr, als gerade die Übereinstimmung im Detail am beweiskräftigsten zu sein pflegt.

Aufschlussreicher und zuverlässiger als bloss gewöhnliche Sagen, scheinen die Herkunfts- und Wandersagen zu sein, ist es doch mittels ihrer gelungen, die ursprünglichen Besiedelungsverhältnisse weiter Erdstriche zu rekonstruieren. Bei mehr oder weniger primitiven Völkern mag das angehen, nicht aber bei kultivierten. Gerade das Beispiel des Safientales zeigt das aufs schönste. Nach der Tradition der Safier ist die Germanisation des Safientales von Neukirch ausgegangen, also gerade dem Orte, der erwiesenermassen von allen safierischen Fraktionen am spätesten und am dünnsten von den Walsern besiedelt wurde. Ein deutscher Graf aus dem Oberwallis habe sich zuerst auf der jetzt als „Grafen“ bezeichneten Lokalität angesiedelt. Die volketymologische Entstehung dieser Wandersage ist zu durchsichtig. Nachdem einmal von den Gelehrten der Ursprung der Walser aus dem Oberwallis angenommen worden war und diese Walsertheorie allmählig im Volksbewusstsein Fuss gefasst hatte, suchte dieses in seiner geschäftigen Phantasie nach Dingen, die für eine solche Theorie zu sprechen schienen. Da gab es am kieseligen Ufer der Rabiusa Flurnamen wie: Grafen, Grafli, Grafril (kommt vom romanischen Gravas = Kieselsteine, häufiger Flurname im Kreise Disentis). Diese Ausdrücke, welche von der jetzt deutsch sprechenden Bevölkerung in ihrem ursprünglichen, eigentlichen Sinne nicht mehr verstanden wurden, erinnerten an das deutsche Wort Graf. Dass es bei der Lage der Dinge ein deutscher Graf aus dem Oberwallis sein musste, ist selbstverständlich.

Sind aber die Sagen nur mit äusserster Kritik und Vorsicht als Beweismaterial für die Lösung der Walserfrage zu gebrauchen,

so auch die Tatsachen der Namengebung. Aus dem Umstande, dass es vielleicht keinen einzigen Flurnamen im Safientale gibt, der nicht sein Analogon im Wallis findet, darf nicht geschlossen werden, dass die Safier aus dem Oberwallis stammen, denn alle können ebensogut selbständig gebildet worden sein, haben wir doch überall, wo eine oberdeutsche und eine romanische Bevölkerung den Boden kolonisiert haben, Namen wie: Boden, Birken, Neuhaus, Brand, Rüti, Acla, Campel etc. Es wäre darum völlig ungerechtfertigt, wenn ich, ähnlich wie es Planta mit dem rheinwaldischen Dorfnamen Nufenen getan hat, die safierischen Ortsnamen: Tenna und Campel in direkte Beziehung setzen wollte zu gleichen Lokalitätsnamen im Wallis, z. B. dem Tenn, Tennen, Hochtenn und Campel im Lötschental. Mit dem gleichen Rechte könnte man behaupten, dass die Bewohner des zürcherischen Dorfes Erlenbach aus dem gleichnamigen bernerischen Dorf stammen müssen, was sicherlich nicht der Fall ist.

Ebenso wenig geeignet für die Beweisführung sind die gewöhnlichen Vornamen; denn wegen der ähnlichen Zusammensetzung der beidseitigen Bevölkerungen ist es selbstverständlich, dass im Safientale kein einziger Vorname vorkommt, der nicht auch im Oberwallis zu treffen wäre. Umgekehrt darf aber die Tatsache, dass im Oberwallis einige Vornamen häufig sind, die wir in Safien vergebens suchen, nicht als Argument gegen eine Herkunft der Safier aus dem Oberwallis gebraucht werden; denn das ist selbstverständlich, weil das Safiental ursprünglich nur von wenigen deutschen Familien germanisiert worden ist, also nur ein geringer Teil der walserischen Vornamen in das Safiental gekommen sein kann und sich da vererbt hat. Es gibt eine einzige, besondere Art von Vornamen, die in unserem Falle als Beweismaterial zulässig ist, nämlich Namen von Kirchenheiligen, die in der Zeit vor den Walsereinwanderungen nur im Wallis und später nur hier und in den Walserkolonien verehrt wurden. Spätere Ausführungen werden zeigen, dass sich die Walserforschung mit Glück solcher Heiligennamen bedient hat.

Beweiskräftiger als die Vornamen sind die Geschlechtsnamen; aber nicht alle, kann ich doch beweisen, dass viele der safierischen Geschlechter von 1502 erst im Safientale entstanden sind. Geschlechtsnamen wie: Imboden, Stöckli, Gampler, Egli etc. sind

für die Beweisführung völlig unbrauchbar, weil sie nachweisbar sich an safierische Lokalitätsnamen anschliessen, also selbständig erst nach der Walsereinwanderung entstanden sind. Einzig Geschlechtsnamen, die als stammbildendes Element einen Ortsnamen enthalten, der nur im Wallis und sonst nirgends vorkommt, kommen in Betracht. Die Walserforschung kennt einige solche Geschlechtsnamen und kann so mit hoher Wahrscheinlichkeit den Ursprung der rätischen Walser aus dem Oberwallis beweisen. Da jeder Fund in dieser Beziehung äusserst wertvoll ist, sei es uns erlaubt, zu den von Branger und Hoppeler angegebenen Beispielen noch einige neue beizufügen. Nach Branger (p. 41) lebte 1464 in Davos ein Hensli Gamsurer. Ebenso wird in einer Urkunde des Klosters Katzis vom Jahre 1498 ein „Conrad Gampsurer, genannt Davaser“ erwähnt. Ohne Zweifel stammt dieses Geschlecht von *Gamsen*, einem Orte zwischen Visp und Briegher. Diese Tatsache ist um so auffallender, als Gamsen nicht weit entfernt ist von dem Weiler Kalpentran bei Embd, woher nach Branger (p. 28) ein in Davos um 1458 auftretender Walser: Walter Galpoltroner stammt. Ja noch mehr. In unmittelbarer Nähe von Embd liegt der Weiler Rütinen und von Gamsen die Lokalität Egholz. Was liegt da näher als der Schluss, dass die in einer Davoser Urkunde von 1300 (Branger p. 29) auftretenden ersten deutschen Ansiedler von Davos, nämlich „Walthero de Wallis dicto Röttiner et Johanne de Wallis dicto Aier¹⁾“ von Rütinen, resp. Eyholz stammen, umsomehr als andere der ältesten Davoser Geschlechtsnamen heute noch häufig im Zehnten Visp vorkommen. So findet sich z. B. das Geschlecht der Pollinger, welches sich schon 1297 urkundlich in Davos aufhielt (Branger p. 26), noch heute in St. Niklaus vor. Ebenso weisen wohl auch folgende Geschlechtsnamen auf einen Ursprung der Walser aus dem Wallis hin: Bargunyer²⁾, Saphoyer³⁾, „Gualterinum de Sempione (Simpeln), Johannem de Piliana, Rossinum de

¹⁾ Aier (Eier, Eyer) kommen zum Teil heute noch in Birgisch, Brigerthermen, Glis, Naters und Ried bei Brig vor (Hoppeler p. 26, Jahrbuch für schweiz. Geschichte 1908 im folgenden zitiert als Hoppeler II).

²⁾ Safierisches Zinsregister von 1502.

³⁾ Urkunde von 1432 (Hoppeler II, p. 27) aus dem Calfeisental.

Formaza“¹⁾ und die heute in Safien, resp. Versam vorkommenden Heimatsnamen Gander²⁾ und Lötscher²⁾).

Der Versuch einer Beweisführung mittels der Geschlechtsnamen, die aus Vornamen entstanden sind, ist darum völlig aussichtslos, weil es in den rätischen Walserkolonien nicht einen einzigen Vornamen zu geben scheint, der nicht auch im Oberwallis vorkommt oder wenigstens vorkam, und darum jeder dieser Geschlechtsnamen eben so gut selbständig entstanden sein kann, als er auf einen Ursprung aus dem Oberwallis hinweist. Wie sehr man sich darum vor unrichtigen Schlussfolgerungen zu hüten hat, mag ein typisches Beispiel aus dem Safientale zeigen. Seit dem 17. Jahrhundert lassen sich hier das Geschlecht der Finschen nachweisen, die urkundlich schon 1529 in Leuk auftreten. Da dieser Geschlechtsname aber aus dem Vornamen Vinzens entstanden ist, der sowohl im Oberwallis als auch im ganzen Vorder- und Rheingebiet vorkommt, kann sich der Vorname in Safien eben so gut selbständig zum Geschlechtsnamen entwickelt haben, als dass letzterer durch Deutsche aus dem Oberwallis hergebracht worden ist. Das erstere ist sogar viel wahrscheinlicher als das letztere; denn nicht nur werden im Zinsregister von 1502 noch keine Finschen erwähnt, nicht nur ist Vinzens nicht ein deutscher, sondern alträtischer Nationalname, sondern auch, weil meine anthropologischen Untersuchungen ergeben haben, dass die Finschen alle ausgeprägte alpin-keltische Typen darstellen.

Ebenso wie die anthropologischen und linguistischen Verhältnisse wohl eine Einwanderung der Walser aus dem Oberwallis zwar sehr wahrscheinlich machen, aber nicht völlig sicher beweisen können, so auch die ethnographischen. Die frappante Übereinstimmung z. B. in den Bau-, Wohnort- und den eigentümlichen Besitzverhältnissen schliesst zwar fast jede andere Annahme aus. Aber auch da hätte sich vieles durch *generatio aequivoca* heraus bilden können, ist also nicht beweisend. Die wenigen nebensächlichen Unterschiede lassen sich hingegen sämtliche aus den verschiedenen anthropogeographischen Bedingungen erklären. Der beste Beweis hierfür ist die Tatsache, dass das Lötschental, das sicher vom Oberwallis seine deutsche

¹⁾ Vorsteher der rheinwaldischen Markgemeinde anno 1301 (Branger, p. 38).

²⁾ Gantertal an der Simplonstrasse und Lötschental.

Bevölkerung empfangen hat und ganz ähnliche anthropogeographische Verhältnisse aufweist wie das Safiental genau die gleichen ethnographischen Verhältnisse besitzt wie dieses, sich also auch in gleicher Art vom Oberwallis unterscheidet wie letzteres. Ich verzichte auf nähere Ausführungen, um so mehr, als nach meiner Überzeugung nur noch *ein* Moment zu erwähnen ist, das zuverlässige Beweise abgibt. Sollte nämlich ein rätischer Walser genau das gleiche Hauszeichen besitzen wie ein gleichnamiger Oberwalliser, so ist der Schluss wohl erlaubt, dass die beiden auf den gleichen Vorfahren zurückgehen; denn dass an zwei Orten unabhängig von einander sich der gleiche Namen mit dem gleichen Hauszeichen kombiniert hätte, ist kaum denkbar.

Wir glauben mit Vorstehendem gezeigt zu haben, dass Anthropologie, Linguistik und Ethnographie ungeeignet sind, mit wirklichen, klaren und unzweideutigen Beweisen die Lösung der Walserfrage herbei zu führen. Sehen wir von einer gewissen Art von Geschlechts-, Heiligennamen, Hauszeichen und vielleicht auch gewissen bezeichnenden Details in Sage und Volksdichtung ab, so vermögen einzig zeitgenössische Urkunden einer sicheren, untrüglichen Entscheid zu bringen. Wären sich alle Walserforscher dieser Tatsache klar bewusst gewesen, so wäre nicht ein solcher Widerstreit der Meinungen entstanden, wie wir ihn im letzten Kapitel konstatieren mussten. Die besten Walserforscher: Muoth, Branger und besonders Rob. Hoppeler haben sich denn auch bei ihren Untersuchungen einzig auf Urkunden gestützt und auf diesem Wege zuverlässige und darum bleibende Resultate erzielt. Ihrer Forschung danken wir es, dass die Walserfrage, die Frage der Herkunft aller der rätischen und vorarlbergischen Walser, welche Ulrich von Salis-Seewis als das „Rätsel der Geschichtsforscher“ bezeichnen musste, gelöst ist, dass deren Herkunft aus dem Oberwallis nicht mehr bloss Hypothese, sondern bewiesene Tatsache ist.

3. Ursprung der safierischen Walser.

Zeit und Ursache ihrer Einwanderung.

Der letzte Abschnitt hat uns die Mittel in die Hand gegeben, welche eine richtige Bestimmung des Herkunftsortes der Deutschen des Safientales ermöglichen. Dass sie aus dem Oberwallis

stammen, kann auf zwei Arten bewiesen und auf verschiedene Arten wahrscheinlich gemacht werden. Ich begnüge mich hier auf die Angabe der Beweise. Der Ursprung der safierischen Walser lässt sich sowohl direkt als indirekt beweisen. Der direkte Beweis besteht nicht nur in dem Vorkommen des Geschlechtes der „Bargunyer“ um 1502 und dem heutigen Vorkommen von Geschlechtsnamen wie „Gander“ und „Lötscher“, sondern auch darin, dass nach einer Urkunde von 1441 einer der sieben Altäre der Kirche St. Maria in Thal dem hl. Theodul geweiht ist ¹⁾, einem Heiligen, dem schon anno 1256 eine Kapelle zu Visperterminen geweiht war ²⁾, also gerade zu der Zeit, als die Einwanderung der Walser in Graubünden begonnen und an dem Orte, aus dessen Nachbarschaft, wie ich mittels der Heimatsnamen im letzten Kapitel nachgewiesen habe, die rätischen Walser herkommen. Dass der Theodul-Kult in Rätien autochthon entstanden ist, ist ausgeschlossen. Das geht nicht nur daraus hervor, dass er im Wallis *früher* auftritt als in Rätien, und hier nur in deutschen Gebieten, sondern auch, dass solche Kulte, welche sich an Lokalheilige anknüpfen, unmöglich unabhängig von einander an verschiedenen Orten entstanden sein können, und das umso weniger als der Name Theodul als blosser Vorname um 1502 im Safientale nicht vorkommt, und dass endlich die Walser von Silberberg, deren Ursprung aus dem Wallis urkundlich garantiert ²⁾ ist, eine besondere Botschaft nach *Sitten* zur Erlangung von Theodulsreliquien abordneten ²⁾, als sie um 1462 ihre Kapelle renovierten.

Reicher als die direkten Quellen fliessen die indirekten. Branger und Hoppeler haben urkundlich bewiesen, dass die Deutschen des Rheinwalds und der Talschaft Davos aus dem Oberwallis stammen. Gelingt es mir, zu beweisen, dass Safien von diesen Walserkolonien seine germanische Bevölkerung erhalten hat, dass überhaupt der Ursprung der Walser Graubündens ein einheitlicher, und damit auch einer aus dem Oberwallis ist, so ist damit der Beweis erbracht, dass auch die Deutschen Safiens aus dem Oberwallis stammen.

¹⁾ A. Nüscheler. Die Gotteshäuser der Schweiz, 1. Heft, p. 90.

²⁾ Hoppeler II, p. 28 und 29.

Der einheitliche Ursprung aller der rätischen Walser wird durch die Geschlechtsnamen des safierischen Zinsregisters von 1502 bewiesen, figurieren darin doch solche, welche direkt auf Versam-Valendas, Davos, Avers, Tschappina, Masugg, Vals und Calfeisental hinweisen. Ein Geschlechtsname, nämlich „Mürer“ weist vielleicht sogar auf einen Ursprung aus dem berneroberrländischen „Mürren“, das ebenfalls seine Bevölkerung aus dem Oberwallis empfangen hat, hin, sofern dieser Geschlechtsname nicht, was viel wahrscheinlicher ist, auf den safierischen Lokalitätsnamen: „Muren“ zurückgeht. Sind die genannten Geschlechter ein direkter Beweis für einen gemeinsamen Ursprung aller der Walserkolonien, so machen ihn nicht weniger wahrscheinlich der in fast allen Walserkolonien urkundlich nachweisbare St. Joder und Theoduls Kult, die frappanten Ähnlichkeiten in Typus, Sprache, Sitten, Bräuchen und ursprünglichen Rechtsverhältnissen, vor allem aber der zeitliche Verlauf der kolonisatorischen Tätigkeit der Walser. Branger (p. 25—48) hat gezeigt, dass von zwei primären Walserkolonien, nämlich Davos und Rheinwald alle übrigen in Rätien ausgestrahlt sind. Dass das Safiental nicht eine primäre, direkt vom Oberwallis aus besiedelte Walserkolonie ist, sondern eine sekundäre, vom Rheinwald und Davos aus gegründete, ja sogar zum Teil eine tertiäre, von sekundären Walserkolonien — Vals, Tschappina, Calfeisental — aus besiedelte Kolonie ist, und der Gang der kolonisatorischen Tätigkeit nicht in umgekehrter Richtung verlaufen ist, geht daraus hervor, dass Davos sicher schon 1282 und der Rheinwald 1277 von Walsern besiedelt waren¹⁾, während das Safiental im 13. Jahrhundert noch keine deutschen Ansiedler aufweist; denn das vazische Urbar aus den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts kennt noch keine Einkünfte aus Safien, obwohl die Freiherren von Vaz schon seit Mitte des 13. Jahrhunderts vom Bischof von Chur mit Safien belehnt worden waren²⁾. Die einzigen urkundlich erwiesenen Bewohner Safiens vor dem Jahre 1322 sind drei *Leibeigene* des Bischofs von Chur, also romanische Kelten und *Nichtwalser*.

Ohne Zweifel hat das Safiental seine deutsche Bevölkerung vorwiegend aus dem Rheinwald erhalten. Gerade der Umstand,

¹⁾ Branger, p. 27 und 38.

²⁾ Branger, p. 120—121.

dass keiner der Meiernamen von 1502 direkt auf den benachbarten Rheinwald hinweist, hingegen zahlreiche auf andere Walserkolonien, ist ein Beweis, dass der Grundstock der safierischen Walser aus dem Rheinwald stammt; denn, da jeder Geschlechtsnamen nur darum geschaffen wurde, um seinen Besitzer vor allen anderen Leuten zu unterscheiden, hätte eine Bezeichnung nach einem rheinwaldischen Orte, woher die Mehrheit der Meier kam, keinen Sinn gehabt. Der Name Davoser, Masuger etc. hat im Safientale nur darum entstehen können, weil da alle andern Bewohner nicht von Davos, resp. Masug stammten. Die Einwanderung des Gros der safierischen Walser aus dem Rheinwald wird aber auch durch folgende Umstände sehr wahrscheinlich gemacht.

1. Die beiden Talschaften stimmen noch heute fast vollständig überein in allen ethnographischen, linguistischen und anthropologischen Verhältnissen.
2. Die öffentliche Stellung der Walser unmittelbar nach ihrer Ansiedelung in Safien war genau die gleiche wie im Rheinwald, welche Übereinstimmung nur dadurch erklärlich ist, dass man annimmt, die auswandernden Walser hätten ihr spezifisches „Walserrecht“ aus dem Rheinwald an ihren neuen Wohnort, nach Safien mitgenommen.
3. Nach dem Zinsregister von 1502 gibt es allein auf den katzischen Besitzungen mindestens 42 Pferde. Dieser Umstand, wie auch der, dass die Safier einen Teil der Zinse ihrem Grundherrn, dem Kloster Katzis in der Form von „Pfeffer“, also einem südlichen Produkte entrichten, das sie auf dem Rheinwalder Wochen- oder Jahresmarkt eingekauft haben werden, beweisen nebst den Geleitgeldern, die sie ihrem Vogte bezahlen müssen, dass auf der die beiden Talschaften verbindenden Strasse ein lebhafter Saumverkehr stattgefunden hat.
4. In dieser Urkunde von 1362²⁾ wird „Die gemeind von Safien“ zusammen mit derjenigen des Rheinwalds genannt. Während letztere Gemeinde schon hier ein eigenes Siegel

1) Moor, Th. v. Codex Diplomaticus, Band II, Nr. 314, Urk. 1321.

2) Branger, p. 117.

führt, besitzt Safien ein solches erst seit 1446; es bindet sich darum vor diesem Jahre „under der obguschriben gemaind von dem Rinwald insigel“.

5. Safien und der Rheinwald bildeten ursprünglich ein gemeinsames Kriminalgericht, zu dem sie sich bis ins 17. Jahrhundert hinein gegenseitig Zuzug schickten¹⁾.
6. Bis zum Zeitpunkte ihres Loskaufes standen die Safier und die Rheinwalder immer unter der Oberherrschaft der gleichen Herren.
7. Das Safiental ist von Süden, vom Rheinwald her allmählig mit Deutschen besiedelt worden und nicht in umgekehrter Richtung. Das geht daraus hervor, dass die nach Namen, Hauszeichen, Bauart, Typus etc. ganz einheitliche deutsche Bevölkerung des Tales in Safien schon 1357 urkundlich nachweisbare Walser besass²⁾, während Tenna und Versam das Gros ihrer deutschen Bevölkerung erst im 15. Jahrhundert erhielten³⁾. Ferner werden im safierischen Zinsregister von 1502 vier Meier genannt, die ursprünglich wohl in Safien gewohnt haben, dann aber nach Versam, resp. Vallendas übersiedelt sind: Christian Jon und Joos uff Prün vom Vallendansen Kirchspiel, Christen Calersch (Hof Calärtsch in Versam) und Hans Bargunyer ab Carrära (zwischen Versam und Vallendas).

Die Annahme, dass selbst innert der Gemeinde Safien die dem Rheinwald nächst gelegenen, aber höchst gelegenen Partien zuerst und darum am intensivsten besiedelt wurden und erst später die tiefer gelegenen Teile, erklärt, dass bis in das 19. Jahrhundert hinein das politische Schwergewicht der Gemeinde durchaus in Thalkirch lag, dass von den vier im Zinsregister von 1502 erwähnten Ammännern, also Häuptern der Gemeinde, drei aus Thalkirch, resp. Camana stammten, dass Thal schon 1441 eine Kirche mit 7 Altären besass, während Neukirch erst 1698 eine eigene Kirchgemeinde mit eigener Kirche wurde. Auch ist der am nördlichsten gelegene Hof Salpenn im Zinsregister

¹⁾ Muoth, J. C. Bündnerisches Monatsblatt, p. 170 (im folgenden zitiert Muoth I).

²⁾ Muoth I, p. 127.

³⁾ Branger, p. 40 und 42.

von 1502 noch nicht aufgeführt¹⁾, existierte also vielleicht noch nicht. Die spezielle Veranlassung zur Ansiedelung von Walsern und gewisse allgemein geschichtliche und anthropogeographische Tatsachen machen es auch unwahrscheinlich, wie ich im folgenden noch ausführen werde, dass zuerst die tiefer gelegenen und dann erst die höher gelegenen Partien Safiens von Deutschen besiedelt worden sind.

Haben wir so bewiesen, dass die deutsche Bevölkerung des Safientales aus dem Oberwallis hergekommen ist und zwar nicht direkt, sondern auf dem Umwege über andere Walserkolonien und dass diese Besiedelung Safiens ihren Anfang in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts genommen hat, so verbleibt uns noch die Beantwortung der Frage, in welcher Eigenschaft und warum Walser sich im Safientale niedergelassen haben. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es der Erwähnung einiger geschichtlicher Tatsachen.

Landesherr in Oberrätien war im 13. Jahrhundert der Bischof von Chur²⁾. Die Rechte der Grafschaft übte sein Stiftsvogt, welcher um diese Zeit dem Hause der Freiherren von Vaz angehörte. Walter V von Vaz war daneben noch besonders mit der eigens für ihn ausgeschiedenen Grafschaft Schams (Schams, Rheinwald und Safien), sowie mit Schanfigg und Davos etc. belehnt. Für diese Gebiete nimmt er die einst königlichen, dann bischöflichen und infolge der Lehensverleihung ihm jetzt zukommenden Rechte des Bodenregals in Anspruch, d. h. die Verfügungsfreiheit über alles dem privaten Anbau nicht unterworfenen Land, also über die Allmende und den Wald. Als Stiftsvogt kommen ihm zudem folgende Rechte und Pflichten zu³⁾:

1. Der Blutbann oder die hohe Gerichtsbarkeit mit den daraus resultierenden Einnahmen.
2. Das Mannschaftsrecht der Herrschaft, die Pflicht der Leute von Safien, ihm mit Schild und Speer zu dienen.
3. Der Rechtsschutz der Safier gegen eine entsprechende Entschädigung.

¹⁾ Branger, p. 96.

²⁾ Branger, p. 73 und folgende.

³⁾ Muoth I, p. 141.

4. Das Geleite, d. h. der Schutz und Schirm der Handelsstrasse und des fremden Warenverkehrs in und durch Safien, natürlich gegen eine gewisse Entschädigung.

Wollte Walter von Vaz aus den ihm unterstellten Gebieten den grösstmöglichen Nutzen ziehen, so musste er suchen, sie mit möglichst vielen, ihm ergebenden und tributpflichtigen Leuten zu besiedeln. Diese Gelegenheit verschafften ihm die Wander- und Kolonisationslust der Deutschen der südlichen Seitentäler des Oberwallis. Über die Gründe deren Auswanderung und deren Verbreitung über einen guten Teil des rätischen Alpengebietes ist nichts bestimmtes bekannt, sie ist aber im allgemeinen leicht verständlich. Nicht nur ist es eine allgemeine Erscheinung, dass eine kleine Veränderung des Milieus, wie sie durch die Einwanderung von Alamannen, einstiger Tieflandbewohner in das gebirgige Oberwallis erzeugt wurde, nach Darwin bei den meisten Lebewesen, also wohl auch beim Menschen eine erhöhte Fruchtbarkeit¹⁾ bewirkt und darum Veranlassung zu Übervölkerung und Wanderung gibt, sondern es ist auch leicht begreiflich, dass die Oberwalliser zum Wanderstabe griffen, wenn man bedenkt, dass sie nach den gründlichen rechtshistorischen Untersuchungen von Hoppeler (II, p. 6 und 7) im Oberwallis grössten Teils „homines ligii“ waren, d. h. Hörige, welche bei persönlicher Freiheit und Freizügigkeit²⁾ zur Bezahlung des „Grundzinses“, des „Ehrschatzes“, der „Telle“ und des „Falles“ verpflichtet waren und dass sie befürchten mussten, noch mehr von den feudalen Bestrebungen der weltlichen und geistlichen Grossen des Wallis in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Wie hätten sie da nicht wandern sollen, wenn ihnen an anderen Orten ein freieres, leichteres Los winkte. Indem sie sich in dem noch fast unbesiedelten Hintergrund der vazischen Talschaften, den sogenannten „Wildenen“ ansiedelten, machten nicht nur sie, sondern auch ihre Grundherren und Vögte ein gutes Geschäft, sie, indem sie nach den Freiheitsbriefen von 1282, 1277, 1450 etc. und den verschiedenen Erblehnbriefen zu schliessen, nur noch für zwei Steuern aufkommen mussten,

¹⁾ Diese wird auch bezeugt durch Branger, p. 54 und 55; Hoppeler II, p. 30; Stebler, Goms, p. 104; Schweiz, p. 295.

²⁾ Gremaud II, Nr. 256, Urk. 1277.

nämlich die Grundzinse und die Geleitsgelder¹⁾, letztere, indem ihnen neue Einnahmen zuflossen, und sie sich vieler wehrfähiger Leute für die Behauptung und Mehrung ihrer Herrschaft versicherten. Dass gerade letzterer Umstand schwer wog, geht daraus hervor, dass in jedem der Freiheitsbriefe Bestimmungen enthalten sind, wonach die eingewanderten Walser ihrem Vogte zu Kriegsdienst verpflichtet waren. So heisst es im Freiheitsbriefe, den Georg von Rhäzüns, der sich von den Grafen von Werdenberg-Sargans, den Erben der Freiherren von Vaz, die Vogtei über Safien gekauft hatte, den deutschen Leuten von Safien im Jahre 1450 ausstellte²⁾: Die Safier sollen ihm „dienen mit ihr Lib, mit Schild und mit Sper in krieg und raisen, als wie unser Bundt begrift — oder wo wir ihro bedurftendt in guten trüwen ohn alle gefährdt“. Umgekehrt verspricht er, dass er „inen und ihren nachkomen och ze mal, so dick das beschicht, das sy in seinem Dienst auszühent, alle ihre kosten, zerung und schaden abtragen von der Stund hin als sy ausgant von ihren hüsern, untz das sy wider heim koment, alles in guten trüwen on gefährdt.“ Diese Stelle beweist, welch grossen Wert die Kriegstüchtigkeit der deutschen Einwanderer für die Freiherren von Vaz und deren Nachfolger in jener unruhigen, von usurpatorischen Gelüsten erfüllten Zeit darstellte. Die Walser als Söldner gaben ihnen die Mittel in die Hand, mächtige und selbständige Herrschaften zu begründen.

Die Tatsache, dass die Safier ihrem Vogte ein Geleit- und Schirmgeld entrichteten und dass überall, wo sich Walser niederliessen, urkundlich nachweisbare Saumwege und Transitlinien vorhanden waren, machen die Vermutung Muoths³⁾ und Brangers⁴⁾, dass die Handelspolitik der Freiherren von Vaz die Ansiedelung der rätischen Walser veranlasst haben möchte, recht wahrscheinlich. Hoppeler bestreitet zwar die Richtigkeit dieser Vermutung, gibt

¹⁾ Wie sehr dieser Umstand wichtig ist, geht aus dem safierischen Freiheitsbrief von 1450 hervor, wornach der Vogt den Deutschen Safiens ausdrücklich verspricht, ausser den Grundzinsen und Geleitsgeldern keine anderen Steuern zu beziehen (Muoth I, p. 52): Die obgenant Tütschen sind weder mir noch minen erben pflichtig, *keinerlei* gelt zu geben, weder steuern (Telle) noch schatzung (Ehrschatz).

²⁾ Muoth I, p. 51.

³⁾ Muoth I, p. 142—144 und II, p. 216.

⁴⁾ Branger, p. 153—157.

aber doch zu¹⁾, dass die Oberwalliser bei ihren Siedelungsbestrebungen bei den rätischen Grund- und Vogteiherrn, sei es nun aus diesem oder einem anderen Grunde, insbesondere bei den Freiherren von Vaz, allseitige Unterstützung erfuhren; denn ohne diese liesse sich nicht erklären, warum die Walser sich gerade in diesen Gegenden angesiedelt haben und nicht irgend wo anders, warum in Safien ganz im Gegensatz zu heute anno 1502 eine Unmenge von Pferden gehalten wurde, warum seit 1443 (Branger p. 157) in Splügen regelmässige Wochen- und Jahrmärkte abgehalten wurden, eine Tatsache, welche ohne die Annahme eines intensiven Saumverkehrs über alle die südlichen und nördlichen Pässe des Rheinwalds ganz unverständlich wäre. Zudem sind zahlreiche Zollbefreiungen bekannt, welche den freien Walsern für ihr Eigengut, d. h. Nichthandelswaren zu teil wurden, eben darum, weil sie dadurch, dass sie den gefährlichen Saumverkehr und den damit verbundenen mühsamen Ruttner- und Wegnerdienst — Instandhaltung und besonders Offenhaltung der Wege im Winter — besorgten, ihrem Schirmherrn nicht nur Schirm- und Geleitgelder für gewährten Schutz, sondern auch reiche Zollerträgnisse aus den von ihnen transportierten, fremden Waren verschafften.

Haben also sicherlich die militär- und verkehrspolitischen Bestrebungen der Freiherren von Vaz wesentlich zur Entstehung der rätischen Walserkolonien beigetragen, so kommt noch ein drittes Moment in Betracht. Gerade das Beispiel des Safientales zeigt das aufs deutlichste; denn überall, wo Walser im Safientale auftreten, erscheinen sie nicht als freie Grundbesitzer, sondern nur als wohl persönlich freie, aber zinspflichtige Erbpächter; denn der Boden, auf dem sie sich niederlassen, ist nicht herrenloses Gut, besitzloses Neuland, sondern zum Teil geistlichen, zum Teil weltlichen Herren gehörig. Aus den zeitgenössischen Urkunden sind aus der Zeit vor und während der Walseransiedelung mindestens vier Grundherren ersichtlich:

1. Das Bistum Chur (Mohr II, p. 390, Urk. 1321).
2. Kloster Katzis (Branger, p. 96 und 97, Urk. 1363).
3. Simon Panigad aus Schams (Muoth I, p. 127, Urk. 1357).
4. Die Freiherren von Rätzüns (Branger, p. 96, Urk. 1447).

¹⁾ Hoppeler II, p. 53.

Was lag näher, als dass alle diese Grundherren, insbesondere das Kloster Katzis, das bis 1502 durch Kauf und wohl auch durch Schenkung in den fast ausschliesslichen Besitz des safierischen Grund und Bodens gelangt war¹⁾, so intensiv als möglich die Ansiedelung deutscher Oberwalliser betrieb, um so aus vorher fast ungenutztem Lande reiche Zinserträge zu ziehen. Welche reiche Einnahmequelle diese bedeuteten, geht daraus hervor, dass es ums Jahr 1502: 44 Pferde bedurfte, um die jährlichen Zinse, die zum grössten Teil aus Naturalien — Käse, Butter und Pfeffer — bestanden, nach Katzis zu befördern und dass diese letzteren einen Mindestwert von 5400 Franken ausmachten²⁾.

Um die privatrechtliche Stellung der einwandernden Walser im genaueren zu charakterisieren, wollen wir den bekanntesten der vom Kloster Katzis den 13 Safierhöfen ausgestellten Erb- lehnbriefe in seinen wichtigsten Punkten wiedergeben, nämlich eine Erneuerung desjenigen von Camana aus dem Jahre 1495³⁾. Die Verleihung der klösterlichen Eigengüter und der dazu gehörigen Alp- und Allmendrechte erfolgt nicht an die einzelnen Meier des Hofes, sondern an ihre Gesamtheit, weil sie eben aus anthropogeographischen Gründen eine Alp- und Allmendgenossenschaft bilden. Nach der Grösse des Sondergutes richtet sich nicht nur der Anteil an der Allmend- und Alpnutzung, sondern auch der dem Kloster zu entrichtende Zins, der aber nicht von den einzelnen Meiern, sondern zweimal im Jahr, das einmal von drei Häuption (= Familienhäuption), zwei Pferden und zwei Knechten, das andere Mal von fünf Häuption, neun Pferden und neun Knechten nach Katzis gebracht werden soll. Wird der Zins auf den festgesetzten Termin von einem Meier nicht entrichtet, so verdoppelt er sich. Wenn einer der Meier sein Treffnis am Gesamtzins zweifach verfallen lässt, so geht sein Anteil an den Hofgütern doch erst dann an das Kloster zurück, wenn ersterer nicht innert Jahresfrist bezahlt wird. Ferner „ob dhayner ainen sinen tail zins zwyfalt vallen liesse, dadurch zu besorgen wäre, sin recht am hoff unnd gütern hoffellig

¹⁾ Muoth I, p. 49; Branger, p. 96; Hoppeler I, p. 3.

²⁾ Branger, p. 101; Muoth I, p. 124, berechnet sogar einen Wert von 9000 Franken.

³⁾ Muoth I, p. 53—56; vergl. Hoppeler I, p. 9.

würde, so mögent die *andren* sin *mithaften* den zwyfalten zins *richten* unnd damit *zuo dem guott stan*, doch, so söllich beschähe, *vor* dem hoffall unnd nit *darnach*". Ich zitiere diese Stelle wörtlich, um zu zeigen, auf welcher liberaler Basis das Lebensverhältnis ruhte und um erklärlich zu machen, wie es kommt, dass die Höfe in mitten alpin-romanischer Bevölkerung ihr Deutschtum nach Sprache, Typus und Sitte so treu bewahren konnten. Die Meier haben eben schon wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen, welche sie alle untereinander verbanden, von dem Rechte, den Heimfall eines Teilgutes ihrer Höfe und damit auch die Möglichkeit der Einwanderung neuer, fremdartiger Volkselemente zu hindern, einen möglichst reichlichen Gebrauch gemacht. Die Reinheit der Hofbevölkerung wurde aber noch durch eine andere Bestimmung des Erblehnbriefes garantiert: „Und ob die Mayer und ir erben ire recht des obbeschribnen lehens verkoffen oder verpfennden weltend, das mögend sy thun wenn sy wellend, usgenommen *edeln* unnd *aignen lüdt*en". Die Hofmeier dürfen also ihr Erblehngut jederzeit verkaufen oder verpfänden, aber nur an Genossen.

Mit den bisherigen Ausführungen haben wir gezeigt, dass die deutschen Oberwalliser nicht nur wegen der Wehrkraft, die sie repräsentierten, sondern auch als tüchtige und tributpflichtige Säumer, Ruttner und bäuerliche Kolonisten von rätischen Grund- und Oberherren geschätzt und darum in ihren vorher ganz oder fast unbewohnten Gebieten angesiedelt wurden, speziell im Safiental im Gebiet der jetzigen Höfe, also der höchst gelegenen und in vorwalserischer Zeit noch nicht ständig bewohnten Höhenzone. Es verbleibt mir noch, anzudeuten, wie sich aus der ursprünglichen privat- und öffentlich rechtlichen Stellung der frisch eingewanderten Walser die heutigen Verhältnisse herausgebildet haben. Die privatrechtliche Stellung der Walser erfuhr seit ihrer Einwanderung nur insofern noch eine Änderung, als es den Walsern im Laufe der Jahrhunderte gelang, aus Erbpächtern durch Ablösung oder Auskauf der Grundzinse freie Grundbesitzer zu werden. Immerhin erhielten sich alte Käs- und Schmalzinse vieler Safier, allerdings später meist in Geld umgewandelt, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts¹⁾. Rascher als die Befreiung von der Grundherrschaft

¹⁾ Muoth I, p. 174.

ging diejenige der Herrschaftsrechte vor sich. Anno 1650¹⁾ werden sie in dieser Hinsicht durch Loskauf aller Pflichten ledig. Seit diesem Momente sind sie der Pflicht enthoben, ihrem Oberherrn, dem Bischof von Chur, resp. seinem mit der Vogtei belehnten Vasallen, mit Schild und Speer zu dienen, ihm Geleits- und Schirmgelder zu zahlen und dessen hohe Gerichtsbarkeit anzuerkennen. Hatte die zwecks Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit schon seit 1362 nachweisbar bestehende safierische Gerichtsgemeinde mit eigener Wahl des Ammanns und der Geschworenen den Grund gelegt zur späteren politischen Gemeinde Safien, so erhielt diese ihre völlige Autonomie erst mit dem Loskauf von 1650. Dass aber auch die alte Gerichtsgemeinde, welche seit 1446²⁾ ein eigenes Talsiegel führte, sich schon weitgehender Rechte erfreut hatte, geht aus einer Bestimmung des Freiheitsbriefes von 1450 hervor, wornach sie nach innen ganz nach freiem Belieben verbindliche Satzungen erlassen und nach aussen Verträge schliessen darf³⁾.

Ganz ähnlich wie in Safien, werden sich ohne Zweifel auch die Walser von Tenna und Versam aus persönlich freien und öffentlich halbfreien Erbpächtern allmählig zu Vollbürgern mit freiem Grundbesitze emporgearbeitet haben. Verändert haben sich seit den Walsereinwanderungen nur die grund- und öffentlich-rechtliche Stellung der safierischen Bevölkerung und zwar im Sinne grösserer Freiheit; gleich geblieben sind alle übrigen privatrechtlichen Verhältnisse. Weil das safierische Milieu nur die Viehzucht als Hauptbeschäftigung zulässt, diese aber notwendiger Weise an das Vorhandensein sowohl von gepflegten und darum eigentümlich abgegrenzten Wiesen (liefern das Winterfutter) als auch ungepflegter und darum nicht eigentümlich abgegrenzter Alpen (liefern das Sommerfutter) gebunden ist, sind die Höfe noch jetzt wie zur Zeit ihrer Gründung geschlossene Hofmarken mit Allmende und Alpen, deren Nutzung sich nach der Grösse des Sondergutes richtet, sind noch jetzt sämtliche Hofgenossen zu einer Allmend- und Alpgenossenschaft vereinigt und machen noch jetzt von dieser Regel nur einige der kleineren Höfe der

¹⁾ Muoth I, p. 171.

²⁾ Branger, p. 117.

³⁾ Hoppeler I, p. 16.

Talsole darnum eine Ausnahme, weil sie nicht eigene Alpen und Allmenden besitzen und darnum in anderen Höfen alpberechtigt sind ¹⁾).

Am Schlusse unserer besiedelungsgeschichtlichen Betrachtungen angelangt, möchten wir noch dem Gedanken Ausdruck verleihen, dass zwei Momente es vorzüglich sind, welche die alamannischen Walserkolonien nicht zum Kernpunkte einer rätischen Eidgenossenschaft werden liessen, trotzdem die Grundbedingung, nämlich eine Schar persönlich freier, ihre Freiheit über alles liebender und kriegstüchtiger Bergbauern ²⁾ vorhanden war: In erster Linie ist es das Fehlen weiter, mächtiger Talgründe, welche die Bildung mächtiger und selbstbewusster Markgenossenschaften ermöglicht hätten, in zweiter Linie das Fehlen eines harten Druckes, ähnlich demjenigen, ausgeübt durch die geldgierigen habsburgischen Reichs-, resp. Kastvögte und Grundherren. Ist das erstere ein spezifisch anthropogeographischer Grund, ist der letztere allgemeingeschichtlicher Natur. Das Walserrecht, seine Vorrechte und die geographische Zersplitterung seines Kolonisationsgebietes haben den Walser, dessen Wandertrieb noch heute, wie wir in einem späteren Kapitel schildern werden, in ihm rege ist und ihn familienweise in überseeische Kolonien, in für die Kultur noch zu eroberndes Neuland gehen heisst, nicht zum selbständigen Staatengründer werden lassen. So kommt es, dass Muoth ³⁾ mit Recht behaupten konnte: „Alt fri Rätien ist hauptsächlich das Werk der alten, einheimischen Bevölkerung, an dessen Bau die Walser allerdings ehrlich und wacker mitgeholfen haben“. Es bleibt aber das Verdienst der deutschen Walser, dass viele bündnerische Gebiete, welche ohne sie vielleicht noch heute mit Urwald bedeckt wären, zu besiedeltem Kulturlande geworden sind und somit das geographische Bild, das z. B. das Safiental darbietet, heute ein ganz anderes ist als vor ihrer Einwanderung.

¹⁾ Vergl. Hoppeler I, p. 17 und 18.

²⁾ Nach Muoth II, p. 215 haben die Walser Epoche in der Kriegsgeschichte gemacht, sind sie doch bis in das 16. Jahrhundert hinein die Söldner und Landsknechte par excellence.

³⁾ Muoth II, p. 221.

D. Erwerbsverhältnisse und Beschäftigung.

Haben uns die bisherigen Kapitel im allgemeinen und grossen und ganzen gezeigt, wie Land und Volk von Safien auf einander eingewirkt haben und sich gegenseitig vielfach bedingen, so soll dieses Kapitel das Gleiche tun im einzelnen und speziellen.

Die physischen Verhältnisse des Safientales, das ganz in der Berg- und Alpenregion liegt, bringen es mit sich, dass sich seine Bewohner fast ausschliesslich mit Alpwirtschaft und Viehzucht beschäftigen. Daneben wird da, wo es die Höhenlage noch erlaubt, d. h. in Versam und Tenna etwas Ackerbau getrieben. Die Fremdenindustrie und der Handel mit Holz haben bis jetzt nur wenig Geld in das Tal gebracht. Die Hausindustrie, obwohl heute noch in schönster Blüte stehend, wird mit dem Überhandnehmen der modernen Kultur und dem Eindringen der Fremdenindustrie bald verschwunden sein.

I. Die Alpwirtschaft.

Die Hauptbeschäftigung der Safier ist die Viehzucht, ihr Hauptreichtum das Vieh. Als Hauptstück der Mitgift, welche Eltern einer Tochter in die Ehe mitgeben, figuriert ein Stück Grossvieh. Nach dem Reichtum an Vieh werden auch die Gemeindesteuern unter die einzelnen verteilt. Da die Viehzucht unmittelbar abhängig ist von den Wiesen- und Alpverhältnissen, will ich zunächst auf diese eintreten.

1. Wiesen- und Alpverhältnisse.

Schon Fäsi in seiner „Staats- und Erdbeschreibung“ (1768) und Andreas von Sprecher in seiner „Geschichte der Republik der drei Bünde“ (1782) rühmen die Alpen von Safien wegen ihrer Ertragsfähigkeit und erwähnen den darauf sich gründenden Reichtum der Bewohner; ferner preist ein Reisender im „Sammler von 1783“ die Camaner Alp als die schönste von ganz Graubünden, und wirklich, wenn man die stundenlangen Alpentriften Safiens

durchwandert, kann man kaum begreifen, dass sie nicht mehr imstande sein sollten, ihre Bewohner genügend zu ernähren. Geht man aber höher in das Gebirge hinauf und sieht da verfallene Alphütten, wie z. B. auf der Tenner Alp deren eine ganze Reihe, bemerkt man ferner die stundenweiten Flächen von mit Heidelbeer-, Preisselbeer- und Alpenrosensträuchern oder jungem Tannenwald bedeckten oder von Steinrutschen und Lawinen überschütteten Alpen, begreift man, dass die alten Alpbücher uns eine viel höhere Anzahl von Weid-, von Kuh- und Schafrechten mitteilen.

Eine vergleichende Tabelle im Anhang (1. Anmerkung) möge den Zurückgang der Alprechte und damit der Alpertragnisse veranschaulichen.

Die Tenner trieben vor 30 Jahren noch 190 Kühe, 500 Schafe und über 100 Ziegen auf, jetzt nur noch 161 Kühe, 300 Schafe und 80 Ziegen. Dass nicht nur die Zahl der „aufgetriebenen“ Kühe, sondern auch die der Schafe sich verringert hat, möge noch aus dem Beispiele Salpennas hervorgehen. Dieses befuhr seine Schafalp um 1512 mit 400, jetzt nur noch mit 200 Schafen. Der Rückgang des Ertrages der Alpen, besonders in ihren höher gelegenen Teilen, wird auch dadurch charakterisiert, dass fast alle heutigen Schafalpen früher einmal Kuhweiden waren.

Ohne Zweifel ist es richtig, was uns mehrere Safier versicherten, dass, wenn man die Alpen ganz der Natur überliesse, sie nicht mehr befahren würde, sie in wenigen Jahren ganz mit Gestrüpp und Wald bedeckt wären. Wohl eine weitere Ursache für die Verschlechterung der Alpen ist der Umstand, dass das Grossvieh und die Ziegen in allen Safieralpen, ausgenommen auf Salpenna und der Grossalp, in dem Stalle nächtigt und damit den Alpen der Dünger entzogen wird. Einzig die Schafe übernachten überall im Freien und zwar in einen Zaun eingepfercht, der je nach einer gewissen Zeit verschoben wird, damit alle „Bruchstellen“ — Stellen, wo rauhe Kräuter wachsen — verschwänden.

Man würde sich aber täuschen, wenn man glauben würde, dass die Alpen sich in dem gleichen Masse verschlechtert hätten, wie die Anzahl ihrer Kuhrechte abgenommen hat; denn nach mehreren Zeugnissen wurde auf verschiedenen Alpen die Anzahl

der Stösse nur darum herabgesetzt, weil sie früher überladen gewesen, weil sie sich dadurch verschlechtert hatten, und das Vieh auf ihnen nicht recht hatte gedeihen können. Heute bezahlt sich die Qualität besser als die Quantität; früher hingegen hielt man mehr auf die letztere und vernachlässigte die erstere.

Jedes Bauernhaus ist von Wiesen, den sogenannten „Heimwiesen“ umgeben, während andere Wiesen weiter oben, unmittelbar unterhalb der Genossenschaftsalpe liegen. Die unteren Wiesen werden im Sommer zweimal gemäht, die oberen nur einmal. Die Heuernte findet anfangs Juli statt; das Emd wird anfangs September eingeheimst. Bei schlechter Witterung leisten die Heuständer, die sogenannten „Heinzen“ — mannshohe Stäbe mit kreuzweise eingesteckten Querarmen — über die das Heu geworfen wird, gute Dienste. Viele magere Wiesen werden nur jedes zweite Jahr einmal gemäht, damit sie sich selber düngen. Das Heu wird von diesen Wiesen nicht in das Tal hinabtransportiert, sondern im Winter in Ställen, die sich auf ihnen befinden, verfüttert, damit der Dünger möglichst gleichmässig über die verschiedenen Güter verteilt werde. Zudem zieht es der Safier vor, im Winter eine Stunde früher sich zu erheben — um 3 bis 4 Uhr — und auf äusserst beschwerlichem Wege auf die Alp zu gehen, als den Dünger von unten nach oben zu transportieren. Die grosse Mehrzahl der Safier besitzt ausser den fetten und mageren Wiesen noch „Wildheuberge“. Das auf ihnen allfällig gewonnene Heu wird beim ersten Neuschnee in zu langen Reihen verknüpften „Blahen“ (= Heutüchern) in die Ställe und Heimgüter hinabgeschleift. Die Bergmatten sind wie die Wiesen in „Schnitten“ eingeteilt und der einzelne besitzt oft am gleichen Hange mehrere solche. Doch von den wenigsten wird heute noch Heu gewonnen. Der Mangel an eigenen Arbeitskräften, das Resultat der Kinderarmut und Entvölkerung des Tales, und die hohen Löhne, die man Knechten (im Sommer 50—70 Franken, im Winter 30—45 Franken per Monat) und Mägden (Sommer 30—40 Franken, Winter 20 Franken im Monat) bezahlen muss, verbieten ihre Ausbeute. Der Mangel an billigen Arbeitskräften hat aber wenigstens das Gute, dass er die Safier zur Arrondierung ihrer Güter zwingt. Um zu zeigen, dass die Güterzerstückelung infolge Erbteilung eine sehr vorgeschrittene ist, und um eine

Idee von dem Güterreichtum der Safier zu geben, führen wir im folgenden die Zusammensetzung des Besitztums einiger Safier an, wobei wir zugleich die zu den Grundstücken gehörenden Gebäulichkeiten erwähnen, da sie immer mit einander gekauft und verkauft werden und eines ohne das andere keinen Wert hat.

Einer der ausgedehntesten Betriebe in Thal weist 42 einzelne Grundstücke mit 18 Ställen auf, wovon aber nur vier allein; an den 14 andern ist der Besitzer nur Miteigentümer, ebenso an drei Wohnhäusern, während nur eines ihm allein gehört. Ein mittelgrosses Heimwesen in Thal umfasst 28 Grundstücke mit 13 Ställen und einem Wohnhaus. Einer der kleinsten Betriebe setzt sich aus 18 einzelnen Grundstücken, 11 Gebäulichkeiten, darunter Miteigentum an sieben Gebäuden, und einem Wohnhaus zusammen. Da bei letzterem Beispiel die Güterverhältnisse relativ einfache sind, haben wir die genaueren Zahlen im Anhang (2. Anmerkung) angegeben. Ausser den ca. 10 Hektaren Land und den relativ zahlreichen Ställen, gehören zum Besitztum noch $9\frac{1}{4}$ Kuhrechte auf der Gualp, ein Wohnhaus, ein Schweinestall und eine Sennhütte. Eigentliche Bergwiesen (Wildberge) sind den Besitzern dieses Gütchens nicht zu eigen. Das für safierische Verhältnisse sehr kleine, aber der Fläche nach ganz respektable Besitztum wird von zwei alleinstehenden, 30—40 jährigen Brüdern bewirtschaftet, wovon aber der eine, weil er zu Hause nicht genügend beschäftigt sei, noch das Amt eines Försters von Safien und Tenna versieht.

Besonders reich begütert sind viele Camaner. So besitzt einer derselben 38 Wiesen, 20 Ställe (von einigen aber nur einen Anteil) und zwei Wohnhäuser. Noch komplizierter sind die Besitzverhältnisse in Platz, weil seine Bewohner den grössten Teil ihrer Güter auf den Höfen Bruskaleschg, Hof und Glas haben, woraus ein eigentümliches Wanderleben, ein Halbnomadentum resultiert, das uns noch später beschäftigen wird.

Wegen der günstigen meteorologischen Verhältnisse ist künstliche Bewässerung der Wiesen in der Regel nicht notwendig. Höchst selten wird für allfällig notwendige Entwässerung gesorgt. Stellen, wo nicht genug Wasser ist, um Gras hervor zu bringen, lässt man verwildern. Im übrigen werden aber die Wiesen äusserst gut gepflegt und im Frühling und Herbst sorgfältigst gedüngt.

Unvergleichlich weniger kultiviert als die Wiesen, d. h. fast völlig der Natur überlassen werden die Alpen, die meistens gerade oberhalb der Gemeinde, resp. des Hofes liegen, dem sie angehören. Eine Ausnahme bilden hierin die Alp Valletscha und die Grossalp im hinteren Teile Thalkirchs, welche Bauern von Valendas und Versam zu eigen sind.

Während die Wiesen immer, weil in ihnen ein Stück Arbeit ihres Besitzers und seiner Vorfahren liegt, Privateigentum sind, gehören die Kuhalpen immer Genossenschaften von verschiedenen Realberechtigten an, ebenso die Schafalpen, mit Ausnahme derjenigen von Tenna und Arezen-Versam, wo sie Gemeindegut sind. Will daher zum Beispiel ein Bürger oder Niedergelassener von Tenna Schafe auftreiben, so muss er der Gemeinde für jedes Stück nur 75 Rappen bezahlen, ein Fremder hingegen einen Franken.

Jede Alpe ist, wie wir schon gesehen haben, in eine bestimmte Anzahl von Stössen oder „Rechten“ eingeteilt, von der jeder Bauer einen gewissen Teil besitzt, die er wie Privateigentum ganz beliebig verkaufen oder verlehnen kann. Die Kuhrechte spielen hier ganz die Rolle von Aktien. Der Besitzer von vielen solchen Rechten ist ein regelrechter Kapitalist. Wie der Wert der Aktien schwankt auch derjenige der Rechte, und zwar dieser je nach den Alp- und Zeitverhältnissen. Diese Behauptung muss insofern eingeschränkt werden, als im grossen ganzen der Preis eines Kuhrechtes für eine und dieselbe Alp der gleiche geblieben und fast nur ein anderer geworden ist im Verhältnis vom heutigen zum damaligen Geldwerte. Je besser die Alp, um so mehr gelten ihre Rechte. Der Verkaufswert eines Kuhrechtes der besten Alp in Safien, nämlich Camanas, beträgt heute 350 Franken, der schlechtesten, Vereinas, hingegen nur 150 Franken. Während ein Kuhrecht der Tenneralp fast 300 Franken gilt, hat ein solches der Alp Valletscha nur einen Wert von 200 Franken. Ein Kuhrecht letzterer Alp wurde in früherer Zeit einmal mit 300 Franken, wenige Jahre später aber nur noch mit 51 Franken bezahlt.

Ein Kuhstoss kann gewöhnlich nicht nur mit Kühen, sondern auch mit Galtvieh, Ziegen oder Schafen besetzt werden. In den einzelnen Gemeinden sind aber darüber verschiedene Bestimmungen. Während in Tenna Kuhrechte sowohl mit Kühen, als auch Schafen

oder Ziegen ausgenutzt werden können, und zwar in dem Sinne, dass auf ein Kuhrecht acht Ziegen *oder* acht Schafe gehen, kann z. B. in Neukirch eine Kuh nur mit acht Ziegen plus vier Schafen ersetzt werden. Auf Salpenna (Alp von Neukirch) wird also ein Alprecht, eine Kuhweide, nur dann völlig ausgenutzt, wenn eine Kuh oder dann acht Ziegen und vier Schafe, in Tenna hingegen, wenn eine Kuh oder acht Ziegen oder acht Schafe aufgetrieben werden.

Nach der Güte der Alpen richtet sich auch der Zins für die Sömmerung. Auf Camana zahlt ein Fremder für eine Kuh 12 Franken, auf Vereina 4 Franken. Dazu kommen noch, indem die Hirtenlöhne im Verhältnis der aufgetriebenen Tiere unter die Besitzer der Kuhrechte verteilt werden, die Alpspesen, dort mit etwa 8 Franken, hier mit ca. 10 Franken.

Die Alpen nehmen gewöhnlich das Gebiet zwischen den Wiesen oder der oberen Waldgrenze und den vollständig unwirtschaftlichen, höheren Steinregionen ein. Die besten dienen als Kuhweiden. Die weniger ergiebigen und schwerer zugänglichen werden in manchen Gemeinden, z. B. in Neukirch, Jungvieh zugewiesen, während in anderen das Galtvieh („Mässe“ und „Zeitkühe“) mit den Kühen weidet. Auf die unwirtschaftlichsten Alpen werden die Schafe getrieben. Die Ziegen haben keine bestimmten Weideplätze; sie werden dorthin geführt, wo das Rindvieh nicht mehr hin kann, oder wo es schon gegrast hat. Kühe, Galtvieh, Schafe und Ziegen beziehen aber nicht schon im Frühling ihre definitiven Weideplätze, um den ganzen Sommer dort zu verbringen, sondern sie durchwandern die Alpen vom Frühjahr bis zum Sommer von den tiefern zu den höheren Lagen und gegen den Herbst hin in umgekehrter Richtung. Im Frühjahr weidet zuerst das Vieh jedes Bauern auf seinem privaten Weideland, meistens magerem, sterilem Lande; dann wird alles Vieh der Genossenschaft vereinigt und bezieht die sogenannten „Maiensässe“, die meistens fruchtbare Terrassen in der Waldregion einnehmen. Den Anfang des Herbstes verbringt das Vieh ebenfalls wieder auf diesen, um dann nach Mitte September getrennt zu werden und noch einmal auf den Heimwiesen zu grasen, wo es jeweils von den einzelnen Bauern sehr sorgfältig gehütet wird, während in den Alpen von den Besitzern bezahlte Hirten seiner warten.

Die *freie Atzung*, die vom nationalökonomischen Standpunkt betrachtet ihr Gutes haben mag, aber sicher allerlei Begleiterscheinungen zweifelhafter Natur aufweist, existiert also, wie aus Vorstehendem zu sehen ist, wenigstens für das Grossvieh im Safientale nicht und hat auch nie bestanden; wenigstens sagen uns die Alpbücher, die bis in das 16. Jahrhundert zurückgehen und sonst über alles die Alpen Betreffende, so z. B. über die freie Atzung für Kleinvieh, genauesten Aufschluss geben, nichts davon. In Safien besteht der freie Weidgang nur für Ziegen und Schafe und zwar meistens nur in sehr beschränktem Umfange. In Tenna, Neukirch und Platz ist er nur im Herbst erlaubt und beginnt am 28. Oktober, also zu einer Zeit, wo der Dünger bereits ausgelegt worden ist. Thalkirch weist den freien Weidgang auch im Frühling auf, jeweils bis zum 5. April. Im Herbst beginnt er hier für die Ziegen schon Mitte September, für die Schafe hingegen mit dem 28. Oktober. In allen Gemeinden herrscht überdies das Recht der freien Einzäunung, was von den berechnenden Safiern auch reichlich benutzt wird, besonders weil sie bis anhin mit dem Holz nicht zu sparen brauchten. In Thalkirch, wo aus natürlichen Ursachen nur wenig Wald sich befindet und darum mit dem Holze gespart werden muss, werden die Holzzäune den Winter über abgebrochen, um die Zaunstecken vor dem Verfaulen zu bewahren.

Dass der freie Weidgang in den romanischen Gegenden Graubündens, z. B. nach E. Wettstein im Kreise Disentis, noch heute besteht und immer gebräuchlich war, nach Stebler hingegen nicht im Oberwallis, deutet darauf hin, dass die Deutschen diese Institution von den Romanen übernommen haben und dass die Deutschen Safiens aus dem Oberwallis stammen.

2. Nutztiere.

Dass wegen der verschiedenen Höhenlage die Bevölkerung Safiens vollständig, die von Tenna fast gänzlich und diejenige Versams nur zum Teil auf die Viehzucht angewiesen ist, geht indirekt aus folgender Übersicht hervor.

Viehzählung von 1901.

Ort	Pferde	Rind- vieh	Schweine	Schafe	Ziegen	Bienen- stöcke	Rinder auf 100 Bewohner
Safien . .	4	944	84	990	196	16	207
Tenna . .	1	263	46	297	120	23	202
Versam . .	16	394	76	469	157	72	124

Die Safier nehmen betreffs ihres relativen Rindviehreichthums eine ganz einzigartige Stellung innert der Schweizerbevölkerung ein. Das geht daraus hervor, dass 1901 es in dem viehreichsten Bezirk der Schweiz auf 100 Einwohner nur 132,6 Rinder (Schweiz, p. 552), in Safien hingegen 207 Stück trifft, somit letzteres verhältnismässig gut fünfmal viehreicher ist als die ganze Schweiz (nur 40,4 Stück auf 100 Einwohner). Es dürfte eben kaum ein zweites Gebiet in der Schweiz geben, wo die Wirtschaft so intensiv und ausschliesslich auf die Viehzucht abstellt und wo die durchschnittliche Lebenshaltung eine so hohe ist wie in Safien. Dass letzteres nach Andr. v. Sprecher schon am Ende des 18. Jahrhunderts 2 Stück Vieh auf eine Person besass, dass also das Verhältniss zwischen Bevölkerungs- und Viehanzahl heute noch das gleiche ist¹⁾ wie damals, obwohl die Qualität und damit auch der Wert des Viehes in den letzten Zeiten ein viel höherer geworden ist, lässt sich nur dadurch erklären, dass die Bedürfnisse der Bewohner sich vermehrt haben, das Leben sich verteuert hat. Der Vorteil, welcher aus der Verbesserung der Qualität hervorging, wurde kompensiert durch die Verteuerung der Lebenshaltung und war zudem so wie so nicht äquivalent dem Nachteile, welcher die Folge der raschen Abnahme der Quantität des Viehes war; darum musste die Bevölkerung abnehmen und zwar in denjenigen

¹⁾ Der Umstand, dass es vor 100 Jahren, absolut genommen, in Safien mehr Vieh gab als heute, macht es begreiflich, dass die Alpfahrt jetzt fast einen Monat später stattfindet als damals. Wurde z. B. anno 1822 schon am 24. Mai auf Camana zur Alp geladen, so 1893 erst am 28. Juni (Chronik des Martin Hunger). Sind das auch zwei extreme Fälle, so sind sie doch ein Ausdruck der allgemeinen Tatsache, dass man heute das Vieh später auf die Alpe entlassen muss, weil wegen seiner geringeren Anzahl das Winterfutter länger anhält.

Gebieten am raschesten, die wegen ihrer Höhenlage ausschliesslich auf die Viehzucht angewiesen sind.

Weitere Angaben über die Art, den Gegenstand und den Nutzen der safierischen Gross- und Kleinviehzucht bringt die 3. Anmerkung des Anhanges.

3. Sennereibetrieb.

Mit Ausnahme der Valletscher-, der Salpenner-, der Kuh- und Grossalp, wo wie im Goms die Sennerei genossenschaftlich getrieben wird, ist auf allen Alpen, ähnlich wie auf denjenigen des Lötschentales die Einzelalpung gebräuchlich. Jeder Bauer besitzt darum in der Nähe der Genossenschaftsalp eine Alphütte, welche aus gefügten, tannenen Balken gebaut ist, ein mit Schindeln oder kleinen Brettern bedecktes und mit Steinen beschwertes Dach mit einem Kamin besitzt, recht wohnlich aussieht und immer in folgende vier Räumlichkeiten eingeteilt ist:

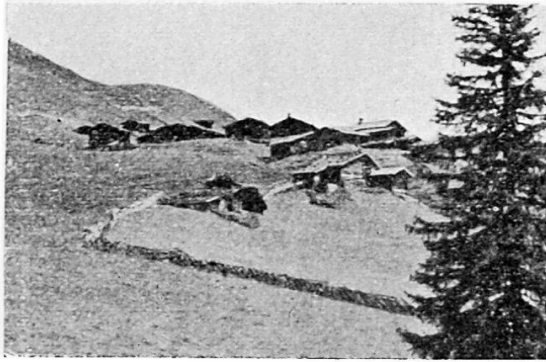
1. *Die Stube*, die einen hölzernen Boden, 1—3 Fensterchen und 1—2 Betten für den Bauer, resp. dessen Alpknecht und eventuell noch für einen Hirten aufweist, nebst einem Tisch und ein Paar Stühlen. Sie liegt immer auf der Talseite der Hütte.
2. *Die Küche*, wo sich der Kessel mit einem „Turner“ und alle Gefässe, welche zur Bereitung von Butter und Käse nötig sind, befinden.
3. *Den Kühlraum*, welcher immer auf der Bergseite gelegen ist, und in welchem die Milch kühl gehalten wird, bis sie jeden 2. oder 3. Tag von der Hausfrau zum „käsen“, „buttern“ und „zigern“ gebraucht wird.
4. *Den Keller*, welcher sich unter der Stube befindet und in welchem der hergestellte Käse aufbewahrt wird.

Die Alphütte wird nur im Sommer von einem männlichen Gliede, meistens dem Haupte der Familie bewohnt¹⁾, ist aber meistens so gut eingerichtet, dass sie nach Platzierung eines Ofens im Notfalle auch im Winter benutzbar wäre. Wird auf

¹⁾ Interessant ist, dass im Lötschental, das sonst in allen Beziehungen ganz die gleichen Alp- und Sennereiverhältnisse aufweist wie das Safiental, nicht die Männer, sondern die Frauen den Sommer über die Sennereigeschäfte besorgen und darum die Alphütten bewohnen.

den höchstgelegenen Wiesen geheut, so übernachtet die ganze Familie für einige Tage in der Alphütte.

Jeden Abend kehren die Kühe zum Stalle zurück, wo sie abends und morgens gemolken werden, und der fast immer neben der Alphütte steht und nur selten an diese angebaut ist. Die



Alphütten von Tenna.

Alphütten und die dazu gehörigen Ställe eines Hofes stehen in der Regel dicht nebeneinander, unmittelbar am unteren Ende der Alp, ohne Zweifel in erster Linie darum, weil dadurch dem Hirten leicht möglich wird, am Abend den einzelnen Besitzern ihre Kühe zuzutreiben. Die Kompaktheit

dieser Alphüttendörfchen ist aber vielleicht auch ein Überbleibsel aus jener Zeit, wo die Höfe, die aus zerstreuten Holzhäusern bestehenden Heimdörfer noch nicht existierten, sondern erst die Alphüttendörfer der keltisch-rätischen, romanisch sprechenden Urbevölkerung als Sommerwohnungen, als Casolarien, dienten und darum heute noch den enggeschlossenen, bei den Romanen so beliebten „Schutztypus“ Ratzels darstellen.

Ohne Zweifel ist die umständliche Einzelalpung ein schwerer Übelstand der safierischen Alpwirtschaft. Wie viele Gänge, wie viele Arbeit, wie viel Holz, wie viel Geld, das für die Herstellung, die Ausrüstung und den Unterhalt der vielen Alphütten ausgegeben wird, könnten erspart werden, wenn die Bewohner einer Gemeinde statt ca. 20 Alphütten nur eine Sennhütte bauen und betreiben würden. Der Eigennutz der Bewohner, welcher den Dünger der Genossenschaftsalpe nicht gönnt, wird so durch sich selbst bestraft. Einsichtige Männer haben diesen Übelstand auch schon eingesehen und ihm abzuhelfen gesucht, aber einzig in Neukirch ist es schon seit langem gelungen, auf Salpenna die rationellere Genossenschaftssennerei einzuführen. Die gleiche Absicht suchen jetzt auch die Güner zu verwirklichen. Dass die hintersten Alpen die Genossenschaftssennerei besitzen, kann den Valendasern und Versamern aus naheliegenden Gründen nicht als besonderes Verdienst angerechnet werden. Die grosse Entfernung hat sie zu

dieser Betriebsart gezwungen. Doch gehört auch der Versamer Sennereigenossenschaft nur ca. die Hälfte der Bauern an; die übrigen „käsen“ jeder für sich.

Eine Einrichtung, die immer gebräuchlicher wird, scheint die Safier langsam für den Sennereibetrieb vorzubereiten. Im Winter wie auch im Herbst, wenn die Kühe wegen Trächtigkeit nur wenig Milch liefern, soll es nämlich ziemlich häufig vorkommen, dass zwei oder drei Bauern die Milch einander „verlehen“, d. h. zwei abwechselungsweise während einer gewissen Zeit einem dritten liefern und dieser dann die empfangene Milch gemeinsam mit seiner eigenen „verkäst“. Dass über die Milchlieferungen der einzelnen genaueste Kontrolle geführt wird, ist für die in Finanzsachen sehr genauen Safier selbstverständlich.

In den vier Alpen, wo Genossenschafts- oder wenigstens Gruppensennerei (auf der Grossalp letztere) gebräuchlich ist, wird jetzt die Milch jeden Tag zweimal gewogen, nicht nur gemessen, auf die bekannte Weise notiert und das Jahresergebnis an Käse und Butter nach dem Massstabe der Messungen an die verschiedenen Besitzer ausgeteilt. Den Dienst versieht ein von den Bauern besoldeter, möglichst tüchtiger Senn, dem wenigstens noch 1—2 Alpknechte als Hülfe beigelegt sind. Haben sie den Sommer über ihren Dienst gut versehen, so kriegen sie bei der Alpentladung einen Blumenstrauss auf den Hut und einen vor die Brust. Der ganze Sennereibetrieb steht unter der Aufsicht eines Alpvogtes, dessen Stelle von den Bauern abwechselungsweise je für ein Jahr versehen wird.

Vor noch 50 Jahren wurde auf den vier Alpen die Milch während der ganzen Alpzeit nur *einmal* gemessen und das Ergebnis jedem Bauern auf ein hölzernes Stäbchen, auf die sogenannte „Tessle“, mit Bauernzahlen („römische Zahlen“) eingeschnitten. Leider habe ich keine solchen Tesslen, wie sie im Wallis noch allgemein im Gebrauche sind, zu Gesichte bekommen; doch erzählten mir alte Leute davon. Das einmalige Messen wurde jährlich für die Bauern zu einem bedeutsamen Feste, mussten doch die Valendaser und Versamer eine Tagreise zurücklegen, bis sie nur in ihrer Alp ankamen. Der glücklich gepriesene Besitzer der „Heermesserin“, das heisst der Kuh, welche am meisten Milch lieferte, musste nach dem Messen und

dem „Nidelschmaus“ in dem Wirtshause zwei Mass, der Eigentümer der zweitbesten Milchkuh eine Mass, der Inhaber der schlechtesten auch zwei Mass Wein zum allgemeinen Besten bezahlen. Natürlich war dieses einmalige Messen, besonders für die Besitzer von Kühen, die im Herbst nicht trüchtig waren, eine schreiende Ungerechtigkeit, deren Beseitigung für die Safier rühmlich und insofern recht bezeichnend ist, als sie seinen Geist, der einem anderen genau nur so viel zuerkennt, als wozu er das Recht hat, verrät. In all seinem Tun und Gehaben lässt er sich eben von seinem, konfuzianischen Geist atmenden Kernspruch leiten: Keina ist nüd, und keina ist alls, wärist du alls, wär i nüd, und wär i alls, wärist du nüd.

II. Nebenbeschäftigungen.

Als solche kommen in Betracht: Ackerbau, Obstbau, Waldwirtschaft, Industrie, Handwerk, Handel und Verkehr, Jagd und Fischfang. Sie treten an Bedeutung so sehr hinter der Alpwirtschaft zurück, dass wir das Notwendigste über sie nur anhangsweise wiedergeben wollen (Anhang, 4. Anmerkung).

E. Lebensweise.

Das letzte Kapitel hat gezeigt, dass die Beschäftigungsart unmittelbarer und unbedingter Ausfluss der Beschaffenheit des safierischen Milieus ist. Nicht in gleichem Masse sind anthropogeographisch bedingt alle die Dinge, welche zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse dienen: Nahrung, Kleidung und Wohnung. Da erstreckt sich der Einfluss des Milieus fast nur auf ihre stoffliche Zusammensetzung, auf die Art des benutzten Materials. Die spezielle Art ihrer Herstellung und Ausgestaltung ist zum grössten Teil altererbter und darum allgemeiner Kultur- und Rassenbesitz. Da schon aus diesem Grunde Nahrung, Kleidung und Wohnung wenig originelle Züge aufweisen, sie auch anderweitig durch Hunziker, Muoth etc. gründliche Darstellung erfahren haben, beschränken wir uns auf die Angabe des Notwendigsten.

I. Nahrung.

Die Nahrung des Safiers ist eine überaus kräftige und reichliche zu nennen und trägt ohne Zweifel das ihrige zu der geringen Mortalität bei. Die strenge Arbeit und das rauhe, windige Höhenklima erfordern auch durchaus eine gute Ernährung. Zudem ist es ja erwiesene Tatsache, dass keine Wirtschaftsform so sehr eine durchschnittlich reichliche Ernährung begünstigt wie die der reinen Viehzucht.

Im Winter wird dreimal, im Sommer 4—5 mal gegessen: 1. das Frühstück, 2. das Mittagessen, 3. chli Marent (um 3 Uhr), 4. das Abendessen. Butter und Käse fehlen nie zum gezuckerten Bohnenkaffee. Frisches Gemüse hingegen liebt der Safier nicht; obwohl die Kohlarten z. B. in Neukirch erwiesener Massen noch recht gut gedeihen, werden sie gewöhnlich nicht gepflanzt. Ob die Gemüselosigkeit der safierischen Nahrung oder eigentümliche Rassenverhältnisse schuld sind an der Bluterkrankheit, lasse

ich dahingestellt. Mais („Polenta“), Reis, Gerste, Kartoffeln, Kastanien bilden nebst Dörrobst die Zukost zu rohem oder gedörretem Fleisch, zu Speck und Molkereiprodukten. Ein Gericht, das häufig hergestellt wird, sind die Bizockel. Ihre Herstellung ist die gleiche, wie sie E. Wettstein für die Disentiser berichtet, nur dass in Safien der „Weizenmehl-Eierteig“ anstatt nur in Wasser in siedende Milch gebracht wird.

Das Brot besteht meistens zur einen Hälfte aus Weizen-, zur anderen aus Gerstenmehl und wird immer in der Form rundlicher Laibe selbst gebacken.

Das gewöhnliche Getränk bilden Wasser, Schotten, Milch und bis zum Übermass Kaffee. Bei strenger Arbeit, z. B. in der Heuernte, wird etwa auch Schnaps oder Wein getrunken.

Ebenso einfach und währschaft wie die Nahrung ist die Kleidung.

II. Kleidung.

Eine Tracht wird und wurde wahrscheinlich in Safien nie getragen. Die Kleidung hat darum nichts charakteristisches an sich. Die meisten Kleider werden von den Frauen aus dem meist selbst gemachten, reinwollenen Tuche hergestellt. Wenigstens war das Regel bis vor wenigen Jahren, wo notgedrungen angefangen wurde, Kleider und Tücher von aussen zu beziehen und zwar darum, weil vielen Familien infolge der Entvölkerung der Talschaft die Aufgabe obliegt, 2—3 Güter zu bewirtschaften und deswegen die Frauen bei der Kinderarmut und den hohen Dienstlöhnen kaum mehr zum Weben und Nähen kommen. Schneider gibt es im Safientale keine. Die Safier schauen weniger auf schöne, als auf zweckmässige und dauerhafte Kleider.

III. Wohnung.

Versam, welches eine Eisenbahnstation besitzt, dem Verkehr am meisten eröffnet ist und, nach Flur-, Geschlechtsnamen und der anthropologischen Beschaffenheit seiner Bewohner zu schliessen, in vorgermanischer Zeit ziemlich dicht bevölkert gewesen sein

muss, hat zahlreiche Steinhäuser räto-romanischen Stils, während Tenna und Safien mit Ausnahme der Kirchen, dreier Hotels und einiger alter Steinhäuser engadinischer Konstruktion nur einfache, aber gut gezimmerte Holzhäuser im Länderhausstyl aufweisen,



Räto-romanisches Haus in Thalkirch

die wie im Wallis gemauerte Keller, kleine Fenster und mit Schindeln oder Brettern, resp. Schieferplattenbedeckte Dächer besitzen. In echt germanischer Weise stehen die Heimhäuser im Gegensatz zu den Alphütten nicht beieinander, sondern sind über das Gelände hin zerstreut und liegen inmitten der zum Hause gehörenden Heimwiesen.

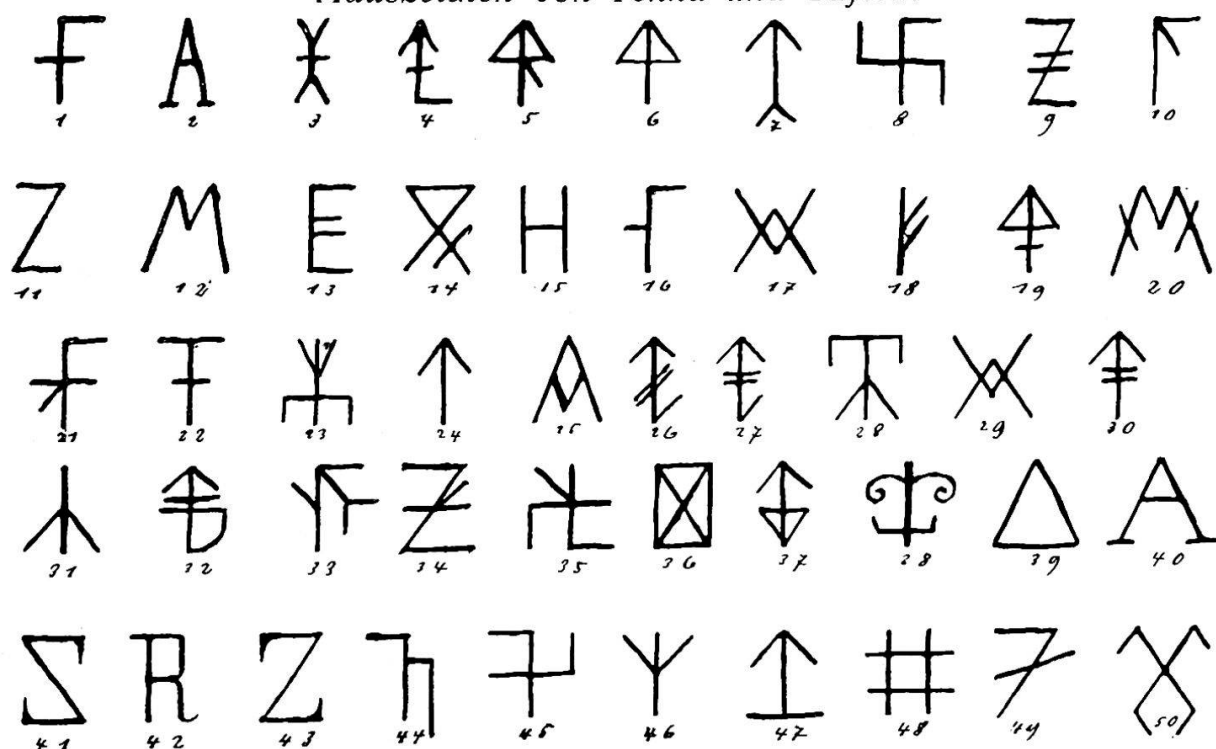
Das war wenigstens früher der Fall; heute sind die Hofgüter leider nicht mehr beisammen, sondern durch Heirat und Erbteilung stark zersplittert.

Wie im Oberwallis sind die Ställe und Stadel fast immer vom Hause getrennt. Während aber im Goms (Stebler, p. 79) in jeder Gemeinde ein Gemeindebackofen ist, wo die Bürger der Reihe nach backen können, besitzt im Safientale jeder Einwohner neben seinem Hause ein steinernes Backhäuschen, in welchem die Hausfrau jede 3. oder 4. Woche Brot backt.

Der obere Teil der Hausfaçade ist meistens, wenn nicht mit einer Inschrift, so doch sowohl mit den Hauszeichen und dem Namen des Erbauers, als auch mit der Jahreszahl der Erstellung versehen. Die 5. Anmerkung des Anhangs führt einige der Hausprüche an.

Im folgenden gebe ich auch einige der Hauszeichen von Tenna und Safien, die noch überall an der Häuserfront sich finden, an letzterem Orte aber kaum mehr gebraucht werden, darum auch grösstenteils vergessen und durchweg durch die Anfangsbuchstaben des Vor- und Geschlechtsnamens ersetzt worden sind. Hingegen in Tenna sind sie noch im Gebrauche und werden auf Holzgegenständen zur Eigentumsbezeichnung eingebrannt oder mit Farbstiften aufgezeichnet.

Hauszeichen von Tenna und Safien.



Besitzer vorstehender Hauszeichen.

(1—22 in Tenna, 23—50 in Safien.)

- | | |
|-----------------------|--------------------------|
| 1. Joh. Peter Bühler | 26. Martin Gredig |
| 2. Val. Gartmann | 27. Jer. Buchli |
| 3. Johannes Bühler | 28. Alex. Gredig |
| 4. Johannes Buchli | 29. J. J. Schocher |
| 5. Alexander Suter | 30. Christ. Wieland |
| 6. Jer. Gredig | 31. „ Gartmann |
| 7. Joh. Wieland | 32. Joh. Mart. Tester |
| 8. Joh. Juon | 33. Valentin Bühler |
| 9. Christian Gredig | 34. Alex. Hunger |
| 10. Leonhard Buchli | 35. Joh. Leonh. Gartmann |
| 11. Johann „ | 36. Christ. Hunger |
| 12. Michael „ | 37. Joh. Peter Finschi |
| 13. Wieland „ | 38. Hans Gredig |
| 14. Joh. Val. „ | 39. Felix Juon |
| 15. Joh. Peter Hunger | 40. Wiel. Zinsli |
| 16. Leonh. „ | 41. Christian Schocher |
| 17. Peter Buchli | 42. Joh. Peter Gredig |
| 18. Georg Joos | 43. Christ. Buchli |
| 19. Alex. Buchli | 44. „ Tester |
| 20. Joh. „ | 45. „ Hunger |
| 21. „ „ | 46. Thomas Tester |
| 22. Alex. Gartmann | 47. Wieland Gartmann |
| 23. Felix Hunger | 48. Christian Hunger |
| 24. Joh. Gredig | 49. Andreas „ |
| 25. Felix Juon | 50. Leonh. Bandli |

Charakteristisch für die safierischen Hauszeichen ist das starke Überwiegen der geradlinigen Strichornamente. Die drei einzigen safierischen Hauszeichen (Nr. 32, 38 und 42), die nicht ausschliesslich aus geraden Linien bestehen, gehören Trägern eines romanischen Namens an. Im Gegensatz zum Goms (Stebler, p. 57) wird in Safien das Punktornament nicht angewandt. Spezifisch für die safierischen Hauszeichen ist ihre Einförmigkeit, ihre Einfachheit. Erstere erklärt sich dadurch, dass das Safiental eben nur von wenigen Familien besiedelt worden ist, welche Tatsache auch heute noch in der äusserst geringen Anzahl der gebräuchlichen Vor- und Geschlechtsnamen ihren Ausdruck findet. Aus diesem Grunde lassen sich alle die safierischen Hauszeichen auf wenige Grundtypen zurückführen, z. B. in Tenna auf |, —, /, \. Durch Kombination dieser einfachsten und ursprünglichsten Typen wurden alle übrigen Hauszeichen erhalten. Die Schaffung neuer Hauszeichen geschah nur dann, wenn infolge Vergrösserung der Familie oder Heirat ein neues Haus gebaut wurde; denn jedes Haus musste ein von allen andern verschiedenes Hauszeichen haben. Der Sohn nimmt nur dann das väterliche Hauszeichen an, wenn er im Vaterhause wohnt. Zieht er in ein anderes, gekauftes oder ererbtes Haus, so nimmt er dessen Zeichen an. Sind mehrere Söhne und wohnen alle im väterlichen Hause, so haben sie alle das gleiche Zeichen¹⁾. Baute er ein neues Haus, so erfand er dadurch dafür ein neues Hauszeichen, indem er an dem väterlichen Hauszeichen insofern eine kleine Änderung vornahm, als er es mit einem horizontalen, vertikalen oder schiefen, langen oder kurzen Striche bereicherte. So kommt es, dass viele der Tenner Hauszeichen sich nur in wenigen Merkmalen unterscheiden. So lassen z. B. die Zeichen 5 und 6, oder 1, 10 und 16 oder 12 und 20 etc. durchaus auf Blutsverwandtschaft der Erbauer der dazu gehörenden Häuser schliessen. Wurde ein altes Haus hinfällig und musste es durch ein neues ersetzt werden, so bekam letzteres das Hauszeichen des ersteren. Als z. B. auf dem Bodenälpli, zu hinterst im Tale ein Gebäude wegen Baufälligkeit vor wenigen Jahrzehnten aufgegeben werden musste, wurde sein

¹⁾ Dieser Umstand ist ein Ausfluss einer Bestimmung des alten „Walserrechtes“, wonach die bestehenden Güter unteilbar waren und darum auch nur *eines* Hauszeichens bedurften (Branger, p. 107).

Balken unterhalb des Firstes, auf welchem die Jahreszahl 1255 und das Hauszeichen bP eingebrannt waren, in die obere Giebelseite einer neuen Alphütte auf dem Curtnätscherhof eingesetzt.

Weil sich die Hauszeichen nach strenger Regel mit dem Hause vererben und nur beim Bau neuer Häuser eine kleine Änderung im Sinne einer Bereicherung erfahren, gehören sie zum ehrwürdigsten und zuverlässigsten Inventar der Völkerkunde und ist ihre Kenntnis für die Erforschung der Besiedelungsgeschichte einer Gegend von grösster Bedeutung. In letzterer Beziehung ist recht lehrreich ein Vergleich der Hauszeichen von Tenna und Safien. Sehen wir von den wenigen, wahrscheinlich von romanischer Urzeit herstammenden krummen Konturen bei den safierischen Hauszeichen ab, so ergibt sich durchaus eine Übereinstimmung der Hauszeichen beider Örtlichkeiten, wenn nicht in allen Einzelheiten, so doch in den Grundzügen, so beweisend, was auch meine anthropologischen Untersuchungen ergeben haben und sich aus den an beiden Orten vorkommenden Geschlechts- und Vornamen, Alpverhältnissen etc. schliessen lässt, dass Tenna von Safien aus germanisiert worden ist. Gerade die Hauszeichen der drei bedeutendsten Tennergeschlechter, der Buchli, Hunger und Gredig finden vielfach ihr Analogon in safierischen. Die ursprüngliche blutsverwandtschaftliche Stellung der Tenner zu den Safiern hat sich sogar so gut in den Hauszeichen ausgeprägt erhalten, dass vielfach gleichen Geschlechtern in Tenna und Safien die gleichen oder doch ganz ähnlichen Hauszeichen zukommen (z. B. 11 und 43, 4 und 27, 6 und 24, 15 und 48, 21 und 45). Andere Fälle, wo wohl eine Übereinstimmung der Hauszeichen, nicht aber der Geschlechtsnamen ihrer Besitzer stattfindet, wie z. B. bei 2 und 40, sind dadurch zu erklären, dass in eines der beiden Häuser mangels männlicher Nachkommen ein *fremdes* Geschlecht, in der Person eines Schwiegersohnes, Käufers oder Erben mütterlicherseits einzog, die Hauszeichen aber immer die gleichen blieben. Diese strenge Gebundenheit eines bestimmten Hauszeichens an ein bestimmtes Haus macht es auch begreiflich, dass Träger des gleichen Geschlechtsnamens ganz verschiedene Hauszeichen besitzen können, wie z. B. die Zeichen der vielen Buchli in Tenna deutlich zeigen. Dass der ersterwähnte Fall, wo Gleichheit oder Ähnlichkeit der

Hauszeichen der Übereinstimmung im Geschlechtsnamen parallel geht, relativ häufig vorkommt, beweist, dass es früher den Safiern selten an Stammhaltern gefehlt hat und dass bis in die jüngste Zeit hinein die Besitzverhältnisse äusserst stabile gewesen sein müssen.

Ebenso einfach und ursprünglich wie das Äussere des Safierhauses ist sein Inneres. Seine Einteilung ist eine etwas verschiedene, je nachdem wir es mit einem Länderhaus oder mit einem rätoromanischen Haustypus zu tun haben. Über den Bauplan des letzteren orientieren aufs beste die Ausführungen

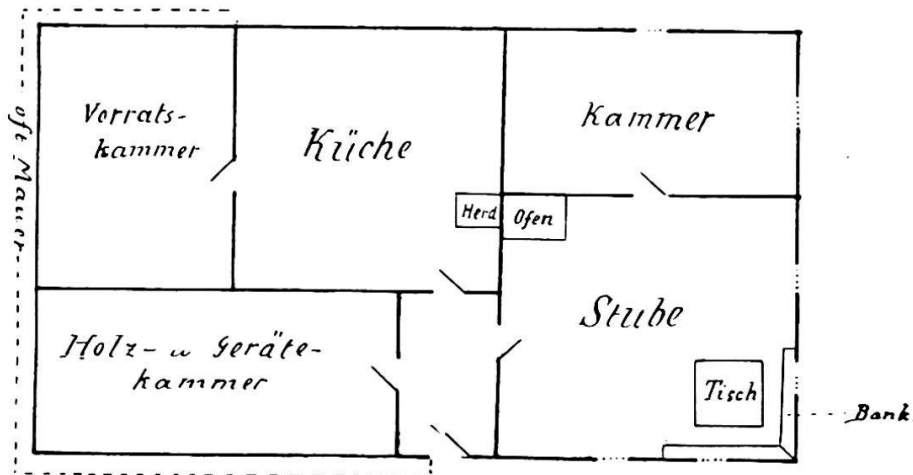


Backhäuschen
Rathaus in Platz.

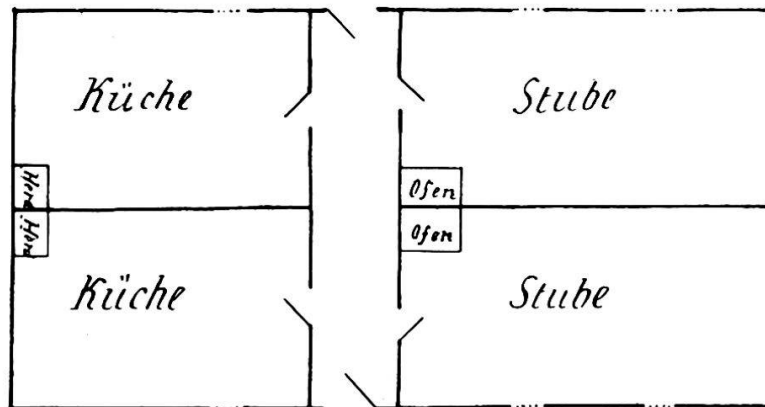
Hunzikers (Schweizerhaus, III p. 130 — 132 und 305—317). Ich begnüge mich darum mit einer kurzen Analyse des Länderhaustypus und das umso eher, als der andere Typus nur durch wenige Häuser der Talsohle vertreten wird. Beim Einfamilienhaus pflegen auf der einen Seite des Hausganges die Stube (Ess- und Wohnraum) und die Nebentube (Schlafkammer) sich zu befinden, auf der anderen Seite, resp. an seinem hinteren Ende, Räumlichkeiten zur Aufbewahrung des Holzes und der

Geräte und die Küche. Beim Doppelhaus fallen, wie aus dem Grundrisse zu ersehen ist, Neben- und Plunderkammern weg. In diesem Falle dient die Stube meist auch als Schlafzimmer, während weitere Schlafkammern im 2. Stock vorkommen.

I Haus mit einem Kamin



III Doppelhaus



Betreten wir die Stube, so überrascht uns gewöhnlich der Anblick der grossen, aus Steinen oder Steinplatten gemauerten Öfen, die im Winter zwar äusserst viel Brennmaterial verschlingen, dafür aber jeden Tag trotz der in Safien beissenden Kälte kaum einmal geheizt werden müssen. Neben diesen alten, gewöhnlichen Steinöfen findet man öfters auch die moderneren Öfen aus Tavetscherstein — Talkschiefer oder Lavezstein —, die kleiner

sind, schneller warm werden, die Wärme dafür aber auch schneller verlieren. Während sie in Versam vorwiegen, sind in dem abgelegeneren Tenna und Safien die alten, einheimischen Steinöfen noch häufiger im Gebrauche. Noch für moderner als die Tavetscheröfen gelten Kachel- und Eisenöfen, die bis jetzt im ganzen Tale nur in ganz wenigen Exemplaren in den Gasthöfen vorkommen. — Etwas anderes, das unsere Beachtung verdient, sind die Talglichter, die fast in jedem Hause, wenn auch nicht mehr im Gebrauch, so doch noch in der Rumpelkammer sich vorfinden. Es kommen darunter nicht nur schmiedeiserne Formen mit zwei Tellern vor, wie sie E. Wettstein in seiner Arbeit über den Kreis Disentis abgebildet und geschildert hat, sondern auch deren mit 1 oder 3 Tellern und solche, die ganz aus Holz verfertigt sind und von den Bewohnern selbst hergestellt wurden. Ferner gibt es unter den eisernen solche, auf welchen der eine Teller sich oben befindet und durch eine Schraube beliebig hoch gestellt werden kann.

Eine weitere Eigentümlichkeit in der Einrichtung der safierischen Häuser besteht darin, dass Kleider, Vorräte etc. selten in vertikal stehenden Kasten aufbewahrt werden, sondern häufiger in langen, hölzernen Truhen, die horizontal liegen und oft recht bunt bemalt sind.

Das Safierhaus besitzt auch insofern seine Ahnengalerien, als die Wände der Zimmer, bezw. der Wohnstube mit neuen, alten und uralten Andenken an Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Begräbnisse oft zusammen mit dem Bildnis des Getauften, Konfirmierten etc. geschmückt sind.

Originell ist auch das Küchengerät, welches den Frauen zum Wassertragen dient: das Wasserjoch. Dieses sieht genau aus wie das Joch, welches man dem Vieh aufschnallt und wird auch auf dem Nacken getragen. Es besteht aus einem dünnen, geschweiften Holzbalken, der durch zwei an den Enden aufgehängte Kübel im Gleichgewicht gehalten wird.

Das Eigentumsrecht an den Häusern ist ähnlich wie im Oberwallis und wie dasjenige an den Ställen und Gütern ein recht kompliziertes geworden. Während es Bauern gibt, die zwei und mehr Wohnhäuser besitzen, gibt es solche, die kein ganzes zu eigen haben, sondern $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$, ja sogar nur $\frac{1}{5}$

von einem solchen. Diese Teilrechte werden meistens mit Grundstücken und Anteilrechten an Ställen, Weiden und Wäldern zusammen ererbt, erheiratet, gekauft und verkauft.

Zum Schlusse dieses Kapitels möchten wir noch erwähnen, dass wegen der modernen Entvölkerung der Talschaft, die alten Häuser sehr an Wert verloren haben. So kommt es, dass z. B. in Neukirch eine Familie für 25 Franken Jahresmiete ein Gebäude bewohnen kann mit 6 Zimmern, 2 Kellern und einer Küche, und dass in letzter Zeit keine neuen mehr errichtet worden sind. Früher kam die Erstellung eines Neubaues nur auf zirka 1000 Franken zu stehen, jetzt aber wegen der hohen Arbeitslöhne auf mehr als das Doppelte.

IV. Regelmässiger Wohnungswechsel.

(Alpiner Nomadismus.)

Die grosse Ausdehnung, der relativ geringe Ertrag und die weitgehende Zerstückelung des Arbeitsfeldes bringen es mit sich, dass der Safier-Bauer lange nicht in dem Grade ansässig ist, wie sein Kollege vom Flachlande. Nichts ist darum so charakteristisch für das Leben des Safiers wie die mehr oder weniger nomadische Lebensweise und zwar finden sich innert ihrer kleinen Talschaft alle Übergänge von vollständiger Sesshaftigkeit zum ausgebildeten alpinen Nomadismus. Was wir unter letzterem Begriffe verstehen, haben wir schon im Titel dieses Abschnittes angedeutet. Der alpine Nomadismus hat mit dem eigentlichen Nomadismus den häufigen Wechsel des Wohnortes gemeinsam. Er unterscheidet sich aber von letzterem dadurch, dass bei ihm nur der Mensch, nicht hingegen die Wohnung wandert. Der alpine Nomade kennt nur die feste, der eigentliche Nomade hingegen nur die bewegliche Wohnung.

Nach der Erklärung des Begriffes: Alpiner Nomadismus wollen wir seine verschiedenen Entwicklungsstadien in ihrem ursächlichen Zusammenhang auseinander legen.

Eine Vorstufe des alpinen Nomadismus besteht wohl darin, dass den Winter über die Männer jeden Morgen und jeden Abend hinaufsteigen zu den Ställen, manchmal eine bis zwei Stunden weit, um da das Heu zu verfüttern und die Milch ins Heimdorf

zum Käsen herunter zu holen. Ist das Heu in einem der Oberställe — Gemach oberhalb des Stalles — aufgezehrt, so wird „gerobet“, d. h. ein anderer Stall mit dem Vieh bezogen. Die Besorgung des Viehes im Winter bringt es also mit sich, dass das Haupt der Familie jeden Tag 3 — 4 Stunden schwierigen Schneeweg zurücklegen muss und $\frac{1}{4}$ des Tages (2 mal 3 Stunden¹⁾) ausserhalb des Heimhauses weilt, alles das nur, um mittels des in den Ställen gewonnenen Düngers hochgelegenes Wiesland als solches erhalten, im Sommer da wenige Zoll langes Heu ernten zu können.

Eine zweite Stufe des alpinen Nomadismus besteht darin, dass das Familienhaupt während der Zeit, da sein Vieh auf der Alp weilt, also zur Sommerszeit, nicht im Heimhause wie während des Winters, sondern in der Alphütte wohnt, morgens und abends da das Vieh besorgt, Käse und Butter bereitet, tagsüber aber herunterkommt in die Heimwiesen, um seinen Angehörigen beim Heuen, resp. Emden zu helfen. Sein Tagewerk dauert von 3 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, nur wenig unterbrochen durch Mahlzeiten. Das tägliche zweimalige Zurücklegen des Weges von der Alphütte bis zu den Heimgütern bedeutet schon an und für sich eine respektable Marschleistung, weniger wegen der Länge der zurückzulegenden Strecke, als wegen der Überwindung einer beträchtlichen Steigung (300—400 m), und doch ist sie erst Mittel zum Zweck, führt sie ihn doch erst zur Arbeit.

Eine weitere Entwicklungsstufe des alpinen Nomadismus sehen wir darin, dass nicht nur ein Glied der Familie, sondern alle ihre arbeitsfähigen Kräfte für einige Zeit in die Alphütte übersiedeln und da oder in einem Oberstalle übernächtigen. Das geschieht, wenn auf den höchstgelegenen Wiesen die Heuernte stattfindet. Zu dieser Zeit liegen die Heimdörfer still und verlassen da. Nur wenige arbeitsunfähige Leute: Greise und kleine Kinder verbleiben in ihnen. Selbst die Hühner sind meistens auf die Alp gewandert.

¹⁾ Die Besorgung des Viehes nimmt so viel Zeit in Anspruch wegen der Fütterung des Jungviehes. Zudem wird, weil das Vieh auf der leeren Pritsche liegt, bei jeder Fütterung der Stall gereinigt und jedes Stück Vieh (8—9 Stück im Mittel) jeden Tag mit Striegel und Bürste gereinigt.

Noch viel ausgeprägter ist der alpine Nomadismus aber bei den Familien, welche durch Erbschaft, Kauf, Heirat oder infolge althistorischer Verhältnisse in den Besitz zweier Güter gelangt sind und nun das ganze Jahr je nach den zu leistenden Arbeiten mit Kind und Kegel bald auf dem einen, bald auf dem andern Gute weilen. In Neukirch und Platz gibt es zahlreiche Familien, welche ein solches unstetes Wanderleben zu führen gezwungen sind, z. B. diejenige des Jakob Hunger zwischen Platz und Thalkirch, des Albrecht Hunger zwischen Platz und Bruschkaleschg, des Felix Juon zwischen Eckschi und Boden (Neukirch), des Lucius Juon zwischen Obergün und Bündlen, des Joh. Bandli zwischen Eckschi und Gün etc. Die Familie des letzteren wohnt zum Beispiel beim Beginne des Jahres oben in Gün, wo in den benachbarten Ställen das Heu verfüttert wird. Anfangs Mai zieht sie nach Eckschi hinunter, um da das Vieh auf die Weide zu treiben und die Frühlingsarbeiten zu besorgen, d. h. Kartoffeln zu stecken und Korn anzusäen. Nach wenigen Wochen geht's wieder auf Gün, um dort die Kartoffelfelder zu bestellen und das Vieh weiden zu lassen. Während dann das Familienhaupt mit dem Vieh aufwärts zur Alpe zieht, bewohnen die übrigen Glieder der Familie während der ersten Hälfte des Juli wieder das Heimgut in Eckschi, um da das Fettheu einzuheimsen, in der zweiten Hälfte aber bereits wieder dasjenige auf Gün, um da die Heuernte zu besorgen. Nach dem 20. August treffen wir die Familie wieder in Eckschi; denn dann findet hier der Emdet und die Kornernte statt. Je nach der Witterung dauern diese bis zum 15. September oder noch länger. Der Emdet auf den höher gelegenen Wiesen ruft die Familie wieder nach Gün. Dann wird mit der Düngung begonnen, und zwar zuerst mit derjenigen der höchstgelegenen Wiesen, weil der Winter da zuerst einrückt. Nachdem um den 20.—22. Oktober die Kartoffelernte vollendet worden ist, zieht die Familie mit dem Vieh nach Eckschi, um die Wiesen zu düngen und die Felder umzugraben. Bis Ende des Jahres wird das Heu auf Eckschi, mit Beginn des neuen Jahres auf Gün verfüttert.

Bewegen sich die Wanderungen der vorgenannten Familien innert des Safientales, so gibt es auch Fälle, wo der alpine Nomadismus insofern ein noch entwickelterer ist, als einige Familien

innert eines Jahres bald auf safierischem, bald auf talfremdem Boden wohnen, so z. B. diejenigen des Philipp Juon und des Honder bewirtschaften sowohl Güter am Heinzenberge als auch in Thalkirch.

Aus dem Umstande, dass der in Safien gebräuchliche Ausdruck für den Wohnungswechsel: „robe“ romanischen Ursprungs ist, dass auf der Talsohle des Safientales Flurnamen wie: Acla, Campel, Pardel vorkommen und die Alpen romanische Bezeichnungen haben, darf man schliessen, dass in vorwalserischer Zeit im Safientale der Nomadismus insofern noch allgemeiner und ausgedehnter war, als wohl dazumal nicht nur einzelne Familien hin und her wanderten zwischen der Talsohle, dem Ackerland und den Alpen, resp. Bergwiesen, sondern die ganze Bevölkerung, dass also damals ähnliche Zustände geherrscht haben, wie jetzt noch nach J. Brunhes und P. Girardin im Val d'Anniviers, oder nach Stebler in Visperterminen oder nach Reishauer in den südlichen Talschaften der Adamello-Gruppe. Heute ist der damals allgemeine Nomadismus dadurch, dass das Zwischengebiet, die Wiesenzone der Höfe von deutschen Walsern ständig besiedelt wurde und nicht mehr blosse Maiensässe, blosse Casolarien waren, vielfach eingeschränkt worden. Mit Ausnahme einiger Familien von Neukirch und Platz wandern heute sozusagen nur noch die Familienhäupter intensiver; die Familien verbleiben fast das ganze Jahr in den Höfen, deren Lage mitten zwischen dem tiefgelegenen Ackerbaugebiet und der Zone der Alpen weitere Wanderungen überflüssig macht. Je mehr sich heutzutage die Höfe entvölkern, umsomehr wird wieder der ursprüngliche, ausgedehnte Nomadismus zu seinem Rechte gelangen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch einer ganz speziellen Art von „Nomadismus“ gedacht, die sich zum Teil ebenfalls durch den grenzökumenischen Charakter der safierischen Siedelungen, zum andern Teil durch die moderne Entvölkerung der Talschaft erklärt. Sie besteht darin, dass sogar die Schulen in gewissem Sinne wandern. Die Schule der hintern Höfe befindet sich während $\frac{2}{3}$ der Schulzeit in Camana-Boden, resp. Muren und während $\frac{1}{3}$ in Hof, resp. Hütli. Die Schule von Platz weilt die Hälfte des Winters auf Zalön.

F. Bevölkerungsbewegung.

Ihre Resultate, Begleiterscheinungen und Ursachen.

Nachdem wir die natürlichen und biologischen Grundlagen kennen gelernt haben, auf welchen sich in Safien das menschliche Leben aufbaut, und dieses in seiner qualitativen Beschaffenheit zur Genüge gewürdigt haben, gehen wir zu seiner Besprechung in quantitativer Hinsicht über und untersuchen zunächst, wie viele Menschen in den verschiedenen Zeiten das Tal bewohnt haben.

Ganz genaue Volkszählungen für das ganze Tal gehen nur zurück bis 1850; hingegen entnehmen wir für eine einzelne Gemeinde wahrscheinlich genaue Angaben der Bevölkerungsgrösse dem ältesten Taufbuche der Gemeinde Thalkirch, wo ein Pfarrer sie vermerkt hat:

anno 1756	=	229 Seelen
„ 1766	=	254 „
„ 1802	=	270 „

Eine private Volkszählung, deren Ergebnisse ziemlich genau zu sein schienen, ergab für das Jahr 1806 folgende Zahlen:

Versam	337	
Tenna	157	
Safien-Platz	340	} 770
Safien-Thal	270	
Safien-Neukirch	160	

Die erste offizielle Volkszählung von 1808, deren Ergebnisse fast allgemein zu niedrig sind, weil ihr Zweck war, die Verteilung der für die französischen Auxiliärtruppen zu stellenden Mannschaft festzusetzen, weist folgende Grössen auf:

Versam	267
Tenna	157
Safien	748
	<hr/>
	1172

Versam ist in näherer Berührung mit dem franzosenfeindlichen Oberland als Safien und weist darum eine grössere Differenz auf mit der Bevölkerungszahl von 1806 als dieses.

Die Ergebnisse einer Volkszählung von 1835 übergehe ich, da sie uns äusserst ungenaue Zahlen geliefert hat, aus Gründen, die von Röder und Tschärner, von Sartorius von Waltershausen, von Wettstein und anderen zur Genüge angegeben worden sind.

Den Veröffentlichungen des eidgenössischen statistischen Bureaus in Bern verdanke ich folgende Angaben über die ortsanwesende Bevölkerung der Jahre 1850–1900.

	Versam	Safien	Tenna	Total
1850	396	685	162	1243
1860	272	606	148	1126
1870	348	602	136	1086
1880	365	549	144	1058
1888	390	526	142	1058
1900	316	455	130	901

Die Bevölkerung von Versam hat also im Verlaufe der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts um 21 %, diejenige von Tenna um 30 %, die von Safien um 34 % und die der ganzen Talschaft um 28,8 % sich verringert. Mit dieser bedeutenden Abnahme gehört das Safiental zu denjenigen Gebieten der Schweiz, deren Volkszahl am meisten abgenommen hat, bezeichnet doch der erste Band der Ergebnisse der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1900 als stärkste Abnahme, die ein schweizerischer Bezirk aufweist, 30–31 %.

Wir entnehmen ferner der Tabelle, dass die Bevölkerungsabnahme direkt proportional zur Höhenlage ist. Das kommt daher, dass naturgemäss die Verteuerung des Lebensunterhaltes, bewirkt durch die modernen wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse sich am intensivsten und zuerst geltend machten an den Grenzen der Ökumene, den höchstgelegenen Gebieten. Dass seit 1888 eine besonders rasche Abnahme zu verzeichnen ist, darf nicht verwundern; denn 1881–1885 wurde die Talstrasse gebaut, die Strasse, welche das vorher isolierte Safien dem

modernen Leben eröffnete, den Gemeinden grosse finanzielle Lasten aufbürdete und den Bewohnern die leichtere Befriedigung neuer Bedürfnisse ermöglichte.

Die hohe Lage Safiens und der Strassenbau, also orographische und verkehrsgeographische Verhältnisse ermöglichten und begünstigten die verhängnisvolle Einwirkung der modernen Kultur, die Entvölkerung des Tales.

Was für Folgen im speziellen diese beiden grundlegenden Faktoren nach sich gezogen haben, wie durch sie die Auswanderung, wie durch sie die Abnahme nicht nur der absoluten, sondern auch der relativen Geburts- und Heiratsfrequenz bedingt ist, wie sie selber dazu gelangen konnten, im Laufe des letzten Jahrhunderts zur Geltung zu kommen, wie sie überall mit der Unerbittlichkeit von Naturgesetzen auftraten und nirgends die kleinste Ausnahme gestatteten, mögen folgende Ausführungen zeigen. (Die genauen Belege siehe 6. Anmerkung des Anhanges).

Wenn ich aus verschiedenen Gründen als mittlere Bevölkerungszahl der Jahre 1716—1740 620 annehme, so trifft es jährlich:

Epoche:	eine Geburt auf	eine Heirat auf	einen Todesfall auf
1. 1716—1740	29 Einwohner	85 Einwohner	33 Einwohner
2. 1786 – 1803	27 „	82 „	34.5 „
3. 1840—1864	48.5 „	61 „	51.3 „
4. 1870—1900	54.6 „	208 „	50.5 „

Selbst innert kleiner Zeiträume, macht sich die in den obigen Angaben ausgeprägte Entwicklungstendenz geltend, wie sich aus folgenden Daten ergeben mag:

1876—1885		1891 – 1900	
Geburten	103	85	
Todesfälle	105	90	
Heiraten	18	38	
} — 2		} — 5	

Überblicken wir alle die obigen Angaben, so bemerken wir, dass die Heiratsfrequenz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein zunahm, dann aber in erschreckendem Masse abnahm, dass seit etwa 200 Jahren die Anzahl der Geburten sich um mehr als die Hälfte, die der Heiraten um fast $\frac{2}{3}$, die der Todesfälle hingegen sich nur um etwa $\frac{2}{5}$ verringert hat, dass

ferner, während früher die Anzahl der Geburten grösser war als die der Todesfälle, jetzt das Umgekehrte der Fall ist.

Vergleichen wir die relativen Zahlen miteinander, so machen wir die überraschende Beobachtung, dass die durchschnittliche Sterbensfrequenz geringer, das durchschnittliche Sterbensalter aber höher geworden ist, die Geburtsfrequenz zwar im 18. Jahrhundert auch noch zugenommen, im 19. aber sich auf mehr als die Hälfte verringert hat. Während es in den Jahren 1786—1803 je auf 27 Personen jährlich eine Geburt traf, ist in den Jahren 1891—1908 nur jede 56,5 Person eine Neugeborene. Lehrreich ist es auch, jeweils die Geburten- und Sterbensfrequenz innerhalb des gleichen Zeitraumes einander gegenüber zu stellen. Während im 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts die erstere durchwegs grösser war als die letztere, tritt für Thalkirch schon seit dem Jahre 1840, für Platz und Neukirch seit 1870 der umgekehrte Fall ein. Dass das höher gelegene und darum von der Natur minder begünstigte Thalkirch viel schneller abgenommen hat als Platz, mag aus folgender Tabelle hervorgehen.

	Platz	Thalkirch
1708—1772 (65 Jahre) Geburten	679	486
Todesfälle	595	379
	} + 84	} + 107
1808—1872 (65 Jahre) Geburten	583	126
Todesfälle	440	140
	} + 143	} — 14

Diesen Angaben, wie auch der Tatsache, dass Platz in den Jahren 1716—1740 viel weniger, hingegen in den Jahren 1840—1864 gut zweimal mehr Geburten aufwies als Thalkirch, entnehmen wir dass letzteres nicht nur relativ, sondern auch absolut viel rascher abgenommen hat als ersteres.

Diese lokal verschieden grosse, aber doch überall vorhandene Abnahme muss ihre Gründe haben. Hauptgrund ist natürlich die durchschnittlich hohe Lage des Tales, und weil nun Thalkirch wegen seiner höheren Lage keinen Wald und keinen Ackerbau mehr besitzt wie Platz und Neukirch, hat es auch rascher abgenommen als diese. Dass aber der Höhenfaktor überhaupt in einem gewissen Zeitpunkte zur Geltung gelangen konnte, kann seinen Grund nur in den ökonomischen und wirtschaftlichen Umwälzungen haben, welche die wachsende Kultur des 19. Jahr-

hunderts mit sich gebracht hat. Überblicken wir alle vorstehenden Tabellen, so sehen wir, dass die Abnahme mit der 18. Jahrhundertswende beginnt, also mit dem Zeitpunkt der französischen Revolution, die durch ihre Neuerungen grössere finanzielle Forderungen an die Gemeinwesen und somit auch an den Einzelnen stellte als das alte Regime es getan hatte. Aber nicht nur die öffentlichen Lasten wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts grösser, sondern auch die Lebensweise der Bewohner verteuerte sich mit dem Überhandnehmen der modernen Kultur mehr und mehr, und das besonders seit dem Strassenbau von 1885; darum ist seit diesem Jahre die Abnahme noch eine raschere als früher. Das Überhandnehmen lukrativer Bedürfnisse wird hübsch illustriert durch den Ausspruch eines alten Safiers, der dahin geht, dass in seiner Jugend weniger Zuckerstücke eingeführt worden seien als jetzt Zuckerstöcke.

Die Ausgaben wurden also immer grösser, die Einnahmen hingegen blieben ziemlich die gleichen; denn schon seit Jahrhunderten hatte man sich jedes Fleckleins von kulturfähigem Lande bemächtigt. Die Alpwirtschaft konnte also nicht mehr ausgedehnt werden. Der konservative Sinn der Bewohner sträubte sich gegen Neuerungen und Verbesserungen im Wirtschaftsbetriebe; ja, statt besser zu werden, verschlechterten sich die Alpen infolge von Steinschlägen, Erdbeben, Verschüttungen und des üblen Einflusses des fast allgemein üblichen Einzelsennereibetriebes. Natürliche Folge davon, dass die Ausgaben sich vergrösserten und die Einnahmen gleich blieben oder sich noch verringerten, war, dass die Zahl der die Erzeugnisse der Alpwirtschaft unter sich Verteilenden kleiner werden musste, dass viele Bewohner auswandern mussten. Dass die Auswanderung, bedingt durch natürliche und kulturelle Momente, wirklich die Hauptschuld an der Entvölkerung Safiens trägt, geht schon daraus hervor, dass Platz und Neukirch schon seit 1800 in den absoluten Zahlen abnahmen, obwohl sie bis 1870 noch Geburtenüberschüsse aufweisen. So ereigneten sich z. B. in Platz in den 18 Jahren von 1786—1803 viel mehr Geburten als in den 25 Jahren von 1840—64, obwohl es in den letzteren noch ziemlich viel mehr Geburten aufwies als Todesfälle. Die grosse Auswanderung lässt sich übrigens beweisen durch die Tatsache, dass von den 13 Safiern, die sich

im Jahre 1904 zur Rekrutenprüfung stellten, nur *zwei* im Safientale wohnhaft waren, dass aus Safien allein ca. 50 bündnerische, noch lebende Lehrer stammen sollen und dass nach den genauen Aufzeichnungen des jüngst im 85. Lebensjahre verstorbenen Chronikschreibers Martin Hunger von Camana, seit 1850 aus der Gemeinde Safien 235 Seelen, davon über 100 aus Thalkirch allein, ausgewandert sind.

Die Auswanderung bewirkt aber nicht *allein* die rasche Abnahme der Bevölkerung Safiens. Sie vermag uns nicht zu erklären, warum die Geburtenfrequenz auch relativ abgenommen hat und warum allmählig im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der Geburtenüberschuss einem Überschuss der Todesfälle gewichen ist. Sie mag zwar insofern zu diesen Tatsachen etwas beigetragen haben, als es gerade in erster Linie die heiratsfähigen Personen waren, welche das Tal verliessen; aber der dadurch bewirkte Einfluss genügt nicht, die grosse Geburten-, die bedeutende Kinderarmut zu erklären. Vielmehr ist diese in erster Linie das Resultat der verhängnisvollen Einwirkung, welche die in Safien Zurückbleibenden durch die ökonomischen Verhältnisse erfuhren.

Vorzüglichste Resultate der finanziellen Verschlechterung und der Tatsache, dass durch den Wegzug von Hofgenossen den im Tale Verbleibenden eine fast übergrosse Arbeit zur Bewältigung verblieb, waren ein hohes Heiratsalter und Kinderarmut, wobei letztere sicherlich zum Teil durch ersteres bedingt wurde. Dass das Heiratsalter in Safien wirklich ein sehr hohes ist, geht aus den beiden folgenden Tabellen hervor.

I. Alle Ehen in Platz während der Jahre 1839—69.

Alter	15 19	20 24	25 29	30 34	35 39	40 44	45 49	50 54	55 59	60 64	65 69	70 74	75 79
Männer	1	28	58	38	23	13	9	4	3	3	1	—	—
Frauen	8	51	45	32	22	5	8	1	—	—	—	—	—
Total	9	79	103	70	45	18	17	5	3	3	1	—	—

Es verheiraten sich also gut doppelt so viele Frauen vor dem 25. Jahr als Männer. Zu einem ähnlichen Resultate ist E. Wettstein für die Disentiser (p. 102) und Wirth für die Graubündner überhaupt gelangt.

Als mittleres Heiratsalter habe ich gefunden:

für Männer 32 (5792 : 181) Jahre

für Frauen 28,2 (4863 : 173) Jahre.

Das mittlere Heiratsalter der Safier und Disentiser ist so ziemlich das gleiche, denn Wettstein bestimmte für die Männer 32,75, für die Frauen 29,56 Jahre.

II. Alle Ehen in Safien von 1876—1900.

Alter	15 19	20 24	25 29	30 34	35 39	40 44	45 49	50 54	55 59	60 64	65 69	70 74	75 79
Männer	—	5	27	14	10	2	1	2	2	—	—	—	—
Frauen	1	20	31	7	—	2	1	1	—	—	—	—	—
Total	1	25	58	21	10	4	2	3	2	—	—	—	—

Es beträgt also das mittlere Heiratsalter

für Männer 32,3 Jahre

für Frauen 26,5 Jahre.

Für die ganze Schweiz („Schweiz“ p. 289) ist das durchschnittlich häufigste Alter der Verehelichung für die Männer nur 28 und für die Frauen 26 Jahre, also besonders bei ersteren bedeutend kleiner als bei den Safiern.

Das hohe Heiratsalter wird bedingt nicht nur durch ökonomische Rücksichten, sondern auch ohne Zweifel dadurch, dass das mittlere Sterbensalter der heutigen Safier ein ungewöhnlich hohes ist. Da es darum Regel ist, dass Vater und Mutter noch lange leben, wenn schon die Kinder in heiratsfähigem Alter sind, haben diese letzteren weniger das Bedürfnis sich zu verehelichen. Zudem ist die Aussicht eines recht langen Lebens vielleicht mit ein Grund der späten Eheschliessung. Dass die geringe Mortalität mithilft, das Heiratsalter heraufzurücken, und so indirekt zur Kinderarmut beiträgt, ja, dass Natalität und Mortalität im Mittel direkt proportionale Grössen sind, geht schon aus der allgemeinen Überlegung hervor, dass, wo viele Kinder, auch viele Sorgen und übertriebene Arbeit sind, die in der Regel von schlimmem Einfluss auf die Lebensdauer der Eltern sein werden; ferner aus

der Tatsache, dass die Schweiz und Frankreich durchschnittlich ein höheres mittleres Todesalter aufweisen als Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn, dafür aber auch durchschnittlich weniger Geburten besitzen als letztgenannte Länder, und dass innert der Schweiz („Schweiz“ p. 295 und 299) die in irgend einem Kanton niedergelassenen Schweizerbürger nicht nur eine höhere Geburtsziffer, sondern auch eine grössere Sterblichkeit aufweisen als das autochthone Bevölkerungselement des betreffenden Kantons. Zudem haben wir ja auf Seite 76 gezeigt, dass je kleiner die Geburtenfrequenz wurde, umso mehr das mittlere Todesalter wuchs! Dort haben wir letzteres rein rechnerisch gefunden, indem wir die Anzahl der Gestorbenen durch die Anzahl der Jahre dividierten und mit dem gefundenen Quotienten die damalige Bevölkerungsmenge teilten. Dabei haben wir das Geschlecht der Personen nicht berücksichtigt. Da es aber von Interesse ist, das mittlere Todesalter getrennt für beide Geschlechter zu kennen, geben wir im folgenden verschiedene Tabellen, die wir rein empirisch zusammengestellt haben und aus denen wir das Durchschnittsalter für Männer und Frauen ¹⁾ jeweils dadurch berechneten, dass wir die Summe der Männer, resp. Frauen jedes Altersjahres mit diesem multiplizierten und die Gesamtsumme der verlebten Jahre durch die Summe aller Verstorbenen dividierten.

I. Neukirch 1715—1740.

Zurückgelegte Altersjahre und Anzahl der Gestorbenen													
Jahre	tot- geb.	1 10	11 20	21 30	31 40	41 45	46 50	51 55	56 60	61 65	66 70	71 75	76 80
Total	7	36	8	8	11	1	2	11	2	10	3	4	—

Mittleres Todesalter: 32 Jahre (p. 76: 33).

¹⁾ Die erste Zusammenstellung macht davon eine Ausnahme. Ich füge sie aber dennoch bei, weil sie wichtig ist für die Illustration der Tatsache, dass das mittlere Todesalter in den letzten zwei Jahrhunderten viel höher geworden, fast um den doppelten Betrag gewachsen ist.

II. Platz 1839–1869.

Zurückgelegte Altersjahre und Anzahl der Gestorbenen																					
Jahre	totgeb.	-4	5-9	10-14	-19	-24	-29	-34	-39	-44	-49	-54	-59	-64	-69	-74	-79	-84	-89	-94	-99
Männer	8	18	3	3	3	1	4	3	3	3	4	2	6	11	13	12	12	12	5	2	—
Frauen	6	11	10	2	6	4	1	6	5	3	8	2	8	9	16	15	8	9	4	—	1
Total	14	29	13	5	9	5	5	9	8	6	12	4	14	20	29	27	20	21	9	1	1

Mittleres Todesalter für Männer 47,7

„ „ für Frauen 46,43

„ „ überhaupt 47,07

III. Safien 1876–1900.

Zurückgelegte Altersjahre und Anzahl der Gestorbenen																					
Jahre	totgeb.	1-4	5-9	-14	-19	-24	-29	-34	-39	-44	-49	-54	-59	-64	-69	-74	-79	-84	-89	-94	-99
Männer	5	9	6	2	4	1	4	2	1	5	5	6	9	8	10	17	15	7	—	1	—
Frauen	8	12	1	1	6	3	3	1	6	3	3	6	8	11	12	10	19	13	—	—	1
Total	13	21	7	3	10	4	7	3	7	8	8	12	17	19	22	27	34	20	—	1	1

Mittleres Todesalter für Männer 49,5

„ „ für Frauen 50,55

„ „ überhaupt 50,03 (p. 76 50,5)

Das durchschnittliche Lebensalter ist also sehr hoch und ist im Laufe der Zeiten immer höher geworden. Der letztere Umstand wird nicht nur dadurch bedingt, dass die Zahl der Totgeborenen und der in den ersten Lebensjahren Gestorbenen im Laufe der Jahrhunderte kleiner geworden ist, sondern auch, dass die Anzahl der über Siebzigjährigen gewaltig zugenommen hat. Dass die Safier mit ihrer Langlebigkeit vielleicht in der Schweiz eine ganz einzigartige Stellung einnehmen, scheint daraus hervorzugehen, dass E. Wettstein (p. 104) in Disentis, also bei einer ebenfalls rein agrikolen Bergbevölkerung, für die Jahre 1838—1897 als Durchschnittsalter der Männer 39,1 Jahre, der Frauen 43 Jahre fand; ferner, dass nach der eidgenössischen Statistik („Schweiz“ p. 299) von der ganzen Schweizerbevölkerung in den Jahren 1901—1905 nur 35% der Männer und 40% der Frauen, von den Safiern der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts Verstorbenen hingegen 51,8%, resp. 55,4% das 60. Lebensjahr überlebten.

Das ungewöhnlich hohe mittlere Todesalter der Safier ist zurückzuführen auf die gesunde hohe Lage des Tales, auf die Nüchternheit und Arbeitsamkeit der Bewohner, auf deren stete Beschäftigung im Freien, auf die gute und reichliche Ernährung, die Kinderarmut und nicht zuletzt auf die zunehmende Bildung, welche hygienische Kenntnisse vermittelt, hingegen nicht auf die Kunst eines Arztes; denn einen solchen gibt es weder in Safien noch in Tenna und Versam.

Neben der Auswanderung und dem hohen mittleren Heirats- und Todesalter bewirken wahrscheinlich noch andere Gründe die Kinderarmut¹⁾, die Entvölkerung Safiens. Ein solcher besteht darin, dass häufig in der Verwandtschaft, innert der ursprünglichen Hofsippe geheiratet wird. Ich sehe in dieser Tatsache den Ausfluss nicht nur der isolierten Lage der einzelnen safierischen Örtlichkeiten, welche der Inzucht Vorschub leistete, sondern auch noch ein Relikt aus jener Zeit, wo die Safier als Erbpächter des Klosters Katzis noch nicht auf ihrem eigenen Grund und Boden sassen und darum nach Walserrecht mehr oder weniger zur In-

¹⁾ Von Safiern wurde mir auch versichert, dass Kinderarmut vielfach künstlich herbeigeführt wird, um eine zu weitgehende Erbteilung und Güterzerstückelung zu verhindern.

zucht gezwungen waren. Nachdem später Grund und Boden den Safiern zu eigen wurde, sorgten die Knabenschaften dafür, dass „Ausserzucht“ selten war. Welche Folgen immerwährende Inzucht zeitigt, habe ich anderweitig gezeigt¹⁾.

Ein weiterer Grund der Bevölkerungsabnahme liegt wahrscheinlich auch darin, dass die Safier und insbesondere die Frauen zu streng arbeiten müssen. Nicht nur besorgen letztere die Hausgeschäfte, sondern ihnen liegt auch das Käsen in den Alphütten ob. Wenn man zudem bemerkt, dass die Frauen im Sommer wie die Männer die Sense schwingen und den ganzen Winter hindurch eher schon um 5 Uhr morgens als erst um 6 Uhr beim Spinnrad und beim Webstuhl sitzen, versteht man das geflügelte Wort der Safier, dass nur die Pfarrer und Kesselflicker Zeit hätten, Kinder zu bekommen.

Dass die Entvölkerung des Safientales wirklich verursacht wurde durch Auswanderung, durch hohes mittleres Heirats- und Todesalter, durch Kinderarmut und übergrosse Arbeit, die ihrerseits bedingt sind durch ökonomische und anthropogeographische Verhältnisse, wird schön bewiesen durch einen Vergleich der Abnahme der Bevölkerung Tennas mit derjenigen Safiens. Weil Tenna in allen Beziehungen günstiger liegt als Safien, hat es weniger abgenommen als dieses. Die geringere Abnahme haben wir schon an Hand der Volkszählungen konstatiert; sie ergibt sich auch aus folgender Übersicht der Geburten des letzten Jahrhunderts.

Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuss
1790—1799 = 43		
1805—1814 = 36		
1815—1824 = 50	} 114	+ 17
1825—1834 = 45		
1835—1844 = 64		
1845—1854 = 57	} 112	+ 5
1855—1864 = 59		
1865—1874 = 58		
1875—1884 = 32	} 73	+ 2
1885—1894 = 21		
1895—1904 = 22		

¹⁾ Siehe Kap. B, p. 16.

Tenna besitzt mehr Ackerland als Safien und konnte sich darum länger einer ungeschwächten Bevölkerung erfreuen. Während Safien einen verhältnismässig lebhaften Verkehr über den Pischolen-, den Glas-, den Tomül- und den Safierpass unterhielt, war Tenna von den genannten Wegen weit entfernt und durch die Acla- und Versamerschlucht von Versam und Bonaduz getrennt. Tenna blieb darum länger von den kostspieligen Errungenschaften der modernen Kultur verschont als Safien. Dass Tenna vor dem Strassenbau wirklich eine Sonderstellung innerhalb der Niederlassungen des Safientales einnahm, erhellt daraus, dass es mit Ausnahme der Kirche kein einziges Steinhaus besitzt, dass sich hier Reliquien aus der alten Zeit, wie Hauszeichen, gemauerte Steinöfen, Talglichter, selbstverfertigte Kleider etc. häufiger vorfinden als in Safien. Sogar die Sagen, welche über Tenna im ganzen Tale in der Leute Mund herumgehen und schon seit Jahrhunderten herumgingen, zeigen, dass Tenna seit je wegen seiner Abgelegenheit eine Sonderstellung in der Talschaft einnahm und von den übrigen Bewohnern so recht als Hinterlandsdorf, als ein in der Kultur und Bildung zurückgebliebenes Dorf, auf dessen Schultern man alle Schildbürgerstreiche abladen dürfe, betrachtet wurde. Auch die Tatsache, dass das kleine Dorf Tenna in früheren Zeiten ein eigenes Hochgericht besass — sieht man doch heute noch an Ort und Stelle Überreste des Galgens, welche die Bewohner aus Aberglauben nicht zu entfernen wagen scheinen — beweist, dass Tenna immer eine Sonderstellung eingenommen haben muss.

Wegen dieser Isoliertheit konnte sich die finanzielle Schlechterstellung, bedingt durch Verteuerung des Lebens und Verschlechterung der Alpen etc., in Tenna erst später geltend machen als in Safien. Die Auswanderung, das durchschnittlich hohe Heiratsalter, kurz alle die sekundären Gründe der Abnahme konnten erst später in Wirksamkeit treten als in Safien. Weil die Auswanderung in Tenna in geringerem Masse und erst später einsetzte als in Safien, ist heutzutage im Gegensatz zu letzterem noch ein kleiner Geburtenüberschuss, scheint es überhaupt um 30–40 Jahre hinter der negativen Entwicklung Safiens zurückzubleiben. Das heutige mittlere Todesalter und Heiratsalter in Tenna sind fast die gleichen wie diejenigen Safiens in den Jahren 1840–1865. Für die Jahre 1876–1900 haben wir nämlich nach den Zivilstandsbüchern von Tenna tabellenmässig folgende Zahlen gewonnen:

Mittleres <i>Todesalter</i>	für Männer	45,84	49,5
"	für Frauen	49,21	50,55
"	überhaupt	47,52	50,03
Mittleres <i>Heiratsalter</i>	für Männer	30,4	32,3
"	für Frauen	25	26,5
"	überhaupt	27,7	29,4

Das mittlere Todes- und Heiratsalter sind heute in Tenna entsprechend der kleineren Abnahme der Bevölkerung etwas niedriger als in Safien. — Im fernerem trifft es in Tenna in den Jahren 1840—1865 jährlich eine Geburt schon auf 28 und in den Jahren 1890—1900 eine auf 55 Bewohner; in Safien ist hingegen in den genannten Zeiträumen nur jede 53. und jede 56,5. Person eine neugeborene.

Wir könnten nun noch ausführen, warum Versam noch weniger rasch abgenommen hat als Tenna. Wir verzichten aber darauf, um im folgenden an Hand einiger Tatsachen die Abnahme der Bevölkerung, welche ziemlich proportional zur Höhe ist, näher zu beleuchten. Als Beweis dafür, wie sehr im Tale Kinderarmut herrscht, wie recht eigentlich das französische Zweikindersystem eingerissen hat, hat einreissen müssen, mag die Angabe dienen, dass es in Neukirch auf eine Familie durchschnittlich 2,6, in Platz 2,7, in Thalkirch hingegen nur 1,5 Kinder trifft (siehe die genaueren Zahlen in der 7. Anmerkung des Anhangs).

Die Abhängigkeit des menschlichen Lebens von den natürlichen Verhältnissen geht so weit, dass der vordere Teil von Thalkirch; Bäch, das etwas niedriger liegt als der hintere Teil und darum noch Wald besitzt, weniger rasch abnimmt als dieser. In Bäch waren früher acht Familien, jetzt noch sechs, während Malömnia von neun auf drei, Gu von sieben auf vier, Enthelb von vier Familien auf eine sich reduziert haben. Die sechs Häuser von Thurn und Bühl stehen heute verlassen und sind nur noch zeitweise im Sommer bewohnt.

Die Kinderarmut wird auch veranschaulicht durch die folgenden Angaben, die ich von glaubwürdigen Leuten erhalten habe:

Noch vor dreissig Jahren besass Sculms beständig 8 bis 10 schulpflichtige Kinder, während es in den Jahren 1902—1904 gar

keine solche aufwies. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schickte Safien-Platz über zwanzig Kinder in die Schule, jetzt nur noch vier. Die Schule von Thalkirch besuchten vor zwanzig Jahren noch 25 Kinder, jetzt nur noch neun. Während früher im ganzen Tale zwölf Schulen und fünf Kirchgemeinden bestanden, sind jetzt nur noch deren acht, resp. drei.

Ein anderer Faktor, der zum guten Teile durch die Kinderarmut bedingt ist und der einen durch Safien Reisenden glauben machen könnte, dass er sich in gewissen Teilen von Frankreich befinde, besteht darin, dass er da und dort halbzerfallene Häuser sieht. Fragt er nach dem Grund dieser auffallenden Erscheinung, so antwortet man ihm, dass die Bewohner des Hauses ausgewandert, oder, was noch häufiger vorkommt, ausgestorben sind. Aus der Übersicht der Anzahl der Häuser von einst und jetzt in der 8. Anmerkung des Anhanges, ersieht man deutlich, wie die Anzahl der unbewohnten oder schon ganz verschwundenen Häuser um so grösser wird, je weiter wir in den hinteren Teil von Safien kommen, und dass sie in den kleinen Höfen verhältnismässig grösser ist als in den Gemeindezentren.

Mit den vorstehenden Ausführungen glaube ich die Frage beantwortet zu haben, in wie weit man den Safiern Schuld an der Entvölkerung ihres Tales geben kann. Nachdem sie sich einmal dem modernen, kostspieligen Leben, welches in ihnen neue Bedürfnisse schuf, nicht mehr entziehen konnten, blieben ihnen nur zwei Möglichkeiten. Entweder konnten sie verarmen, ihr bis anhin durch bescheidenen Wohlstand verschönertes Dasein mit einem ärmlichen vertauschen, dafür aber in ungeschwächter Zahl fortexistieren, oder dann nicht verarmen, ihre bisherige Lebensführung beibehalten, dafür aber durch Auswanderung und Kinderarmut ihre Zahl vermindern; denn der Ertrag des Bodens, von dem die Existenz aller Talbewohner abhängig ist, konnte nicht mehr gesteigert werden, wurde im Gegenteil von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geringer, da die höchstgelegenen Alpen und Heuberge, wo früher Wildheu gesammelt wurde, jetzt vollständig wertlos geworden sind, zum Teil weil sie durch Rutschungen verwüstet worden sind, zum anderen Teil, weil bei den heutigen Arbeitsverhältnissen ihre Ausbeutung sich nicht mehr verlohnte. Verarmen und allenfalls mit ihren vielen Kindern der Gemeinde

zur Last fallen, das erlaubte den Safiern weder ihr Stolz noch ihr von den Ahnen ererbtes Gefühl der Selbständigkeit. Zur Zeit gibt es denn auch im Safientale nicht *eine* armengenössige Familie.

Die Überzeugung, dass unter den heutigen Verhältnissen mit Ehren in der Heimat nicht mehr so viele Kinder aufgezogen werden können wie ehemals, ist so sehr in das Volksbewusstsein eingetreten, dass kinderreiche Ehen in Safien fast mit scheelen Augen angeblickt werden und dass die rohesten Redensarten der Safier zu ihrem Gegenstand gerade die Verspottung des Kinderreichtums haben.

Will man also den Safiern etwas vorwerfen, so ist es nur das, dass sie insofern dem Zuge der Zeit folgten, als sie eine weniger mühsame Arbeit mit grösserem finanziellem Erfolge auf fremdem Boden der harten Arbeit in der Heimat vorzogen, dass sie nicht, den höheren Mächten der Natur und der Kultur zum Trotze im Tale blieben, sondern ihnen vielfach wichen. Die leichtern Erwerbsmöglichkeiten, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihrer industriellen und kulturellen Entwicklung schuf, zog die intelligenten Safier mit Macht aus dem Tale und bewirkte so, dass, während noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts das Tal überbevölkert war und darum manche Safier sich als Alpknecchte und Heuer auswärts, besonders nach Rheinwald und Avers verdingten, das Tal heute so sehr entvölkert ist, dass die darin Verbliebenen nur mit äusserstem Kraftaufwande und nur mit zu Hülfenahme von „Diensten“, die sie besonders aus dem romanischen Lugnetz beziehen, noch einigermaßen den früher kultivierten Boden im Stand zu halten vermögen. Dass die Auswanderung und damit auch die Entvölkerung, hatten sie einmal eingesetzt, sozusagen in geometrischer Progression anwachsen mussten, ist dadurch bedingt, dass jeder Wegzug nicht nur aus allgemein psychologischen Gründen — imitative Suggestibilität — sondern auch insofern die im Tale Verbleibenden zur baldigen Auswanderung veranlasste, als es ihnen bei dem Wegzug eines Teils der Hofgenossen fast unmöglich wurde, im Winter die Wege zur Besorgung des Viehes offen zu behalten und überhaupt die vom einzelnen zu bewältigende Arbeit eine grössere wurde.

Dass zudem die Gewissheit, mit ihrer körperlichen und geistigen Superiorität, welche, wie ich in Kapitel B geschildert habe, als ein Ausfluss glücklicher Rassenmischungs- und Lebensverhältnisse, als das Produkt besiedelungsgeschichtlicher und anthropogeographischer Tatsachen — Isoliertheit der Siedelungen und daraus resultierenden Zwanges allseitiger Entwicklung der psycho-physischen Kräfte — aufzufassen sind, in der Welt draussen Erfolg zu haben, ihr gutes Stück zur Auswanderung beiträgt, ist nicht zu bezweifeln.

Inwiefern die widerrechtliche, weil unhistorische, aber den modernen Prinzipien der Zentralisation entsprechende Antastung des alten Hofeigentums durch die Gemeinde der Entvölkerung Vorschub geleistet hat, habe ich bereits in einem früheren Kapitel ausgeführt.

G. Schluss.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung über die anthropogeographischen Verhältnisse des Safientales angelangt. Ich bin mir wohl bewusst, dass mein Versuch ihrer Darstellung ein höchst unvollständiger ist, nicht nur darum, weil es kaum gelingt, alle die geheimen Fäden aufzuspüren, welche von der Natur zum Menschen hinüber und herüber spinnen, sondern auch darum, weil ich wohl den Einfluss des Milieus auf die Physis des Safiers und sein äusseres Leben nachzuweisen bestrebt war, nicht hingegen den auf seine Psyche, auf sein inneres Leben. Ich hoffe aber, durch eine spätere Arbeit ethnographischen Charakters diese Lücke so gut als möglich auszufüllen.

Immerhin hat meine Untersuchung einige beachtenswerte Resultate gezeitigt, und zwar solche spezieller und allgemeiner Natur. Als spezielle Ergebnisse meiner Arbeit möchte ich bezeichnen den Nachweis:

1. dass die ständig bewohnten safierischen Siedelungen sich in topographischer (Kap. A), in anthropologischer (Kap. B) und besiedelungsgeschichtlicher (Kap. C) Hinsicht in zwei Höhenzonen einordnen lassen, nämlich in das schon in vorwalserischer Zeit von alpinen Rättern (Disentistypus) besiedelte, relativ niedrig gelegene Gebiet der Talsohle und in das hochgelegene, zur Walserzeit von nordischen Germanen (Hohberg Typus) besiedelte Gebiet der Höfe.
2. dass das safierische Milieu auf die Entwicklung der beiden im Laufe der Zeiten nach Safien gekommenen Rassentypen einen günstigen Einfluss ausgeübt hat (Kap. B).
3. dass die Deutschen Safiens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts grössten Teils auf dem Umwege über andere Walserkolonien aus dem Oberwallis gekommen sind, und dass sie das geographische Bild des Safientales durch Besiedelung und Urbarmachung des vorher unbewohnten Gebietes der Höfe stark verändert haben (Kap. C).

4. dass trotz der vielfach veralteten Betriebsweise die Alpwirtschaft weitaus die wichtigste Erscheinung der safierischen Wirtschaft ist, und dass diese letztere in jeder Beziehung ein äusserst konservatives Gepräge zeigt — zum guten Teil noch Eigenproduktion und Naturalwirtschaft — (Kap. D).
5. dass, sehen wir vom regelmässigen Wohnungswechsel — alpinen Nomadismus — ab, die Lebensweise der Safier nur wenig originelle Züge aufweist (Kap. E).
6. dass die safierische Bevölkerung trotz der ausserordentlich geringen Mortalität in Folge der geringen Natalität und der bedeutenden Auswanderung, welche ihrerseits eine Folge gewisser ökonomisch-kultureller und allgemein-anthropologischer Verhältnisse sind, in raschem Abnehmen begriffen ist (Kap. F).

Als ein Resultat allgemeinerer Natur betrachte ich den Nachweis der unbedingten Abhängigkeit des safierischen Volkstums von äusseren Faktoren, seien es solche zeitlich kultureller, seien es solche räumlich natürlicher Art. So ist es mir gelungen, die Verteilung und Beschaffenheit der einzelnen safierischen Siedlungen und ihrer Bewohner als Rassentypen (Kapitel A, B und C), sowie die verschiedenen Erwerbs- und Lebensformen (Kap. D und E) aus natürlichen, physischen und kulturellen, allgemein geschichtlichen Momenten zur Genüge zu erklären. Ferner habe ich in Kapitel F, kombiniert mit Kapitel B und C an Hand des Safientales und seiner Bevölkerung gezeigt, dass die anthropogeographischen Verhältnisse eines gewissen Landesteils in stetem Wechsel begriffen sein können. Und das aus dreifachem Grunde; denn es kann sich ändern

1. der agierende Mensch in qualitativer (Kap. B) und quantitativer Hinsicht (Kap. F)
2. die tote Natur (Verschlechterung der Alpen in Folge Steinschlages etc. Kap. D).
3. Die allgemeine Kulturlage (Kap. C und F.)

Sind die beiden ersteren Wechsel in der Regel fast ohne Bedeutung für die Erklärung der Veränderung anthropogeographischer Verhältnisse eines Landstückes, weil sie selbst nur geringfügig zu sein pflegen, so verhält es sich ganz anders mit dem Wechsel der allgemeinen Kulturlage; denn weil heute bei

dem riesenhaft entwickelten Verkehr, der das, was an einem Orte der Erde erfunden wird, in kurzer Zeit allen andern zu gute kommen lässt, die Kulturlage stetig und rasch wechselt, vermag er in viel intensiverem Grade als die beiden andern Wechsel das Verhältnis zwischen Land und Volk zu ändern, die anthropogeographischen Verhältnisse umzugestalten. Sein Einfluss ist ein so überwältigend grosser im Vergleich zu den andern, dass die ganz gleichen natürlichen und kulturellen Faktoren, wie zum Beispiel eine bestimmte Höhenlage oder der Bau einer Strasse, zu verschiedenen Zeiten, also bei verschiedener Kulturlage, auch ganz verschieden wirksam sind in anthropogeographischer Hinsicht. Die ganz gleichen orographischen und verkehrsgeographischen Gründe, nämlich die Höhenlage und die Existenz einer Strasse, welche wesentlich im Mittelalter die *Besiedelung* Safiens bedingt hatten, beförderten im Laufe des 19. Jahrhunderts die *Entsiedelung* des Tales, können aber im Verlaufe des 20., nachdem die kulturellen Verhältnisse in Safien einen völligen Umschwung erfahren haben, wieder eine *Neu-Besiedelung* herbeiführen. Ich will diesen anthropogeographischen Bedeutungswechsel näher ausführen.

Die einzigen Strassen, welche Safien je besass, sind die mittelalterliche Strasse von Kästris über Gün, Camana, Thalkirch, Safierberg nach Splügen und die heutige Strasse, welche durch das ganze Tal führt und regelmässigen Postverkehr besitzt, während auf ersterer ein lebhafter Saumverkehr bestanden haben muss. Während die erstere, wenn nicht die ausschliessliche, so doch teilweise Veranlassung zur Besiedelung des am höchsten gelegenen Teiles Safiens, der Region der Höfe gab (Kap. C), ist die moderne Strasse eine Hauptursache der heutigen Entvölkerung des Tales (Kap. F), und zwar in dem Sinne, dass gerade die Höfe, die höchsten Partien am meisten von dieser betroffen werden. Während die erstere dem Volke reiche Einnahmen verschaffte, ist die jetzige Talstrasse ihm insofern zum Verhängnis geworden, als die durch sie bewirkte Vermehrung der Einnahmen — erhöhte Vieh- und Holzpreise — nicht Schritt hielt mit der Vermehrung der Ausgaben — Schaffung neuer, kostspieliger Bedürfnisse durch die Erleichterung der Einfuhr; Vermehrung der Steuern infolge der Baukosten etc. — Während die erstere also ihr wohltätiges Wirken unabhängig von den orographischen Verhältnissen ausübte, ent-

völkert die letztere genau proportional zur Höhenlage. Suchen wir den Grund für dieses verschiedene, ja gegensätzliche Verhalten der beiden Strassen, so lässt er sich nur in den verschiedenen Zeitverhältnissen, in der verschiedenen Beschaffenheit der Geschichtsepochen finden, in welche die Existenz der beiden Strassen fällt. Die erstere diente Feudalherren als Transithandelsweg, der



Hotel „Alpenblick“ in Tenna.

das mittlere Vorder-
rheintal mit Italien ver-
band, die letztere hin-
gegen einem rein
lokalen Zwecke, näm-
lich dazu, um den
Warentransport von
und nach Safien zu
erleichtern. Die alte
Strasse hatte zudem
ohne Zweifel noch eine

militärische Bedeutung, die jetzige hingegen nicht.

Man wird gegen diese Ausführungen einwenden, man könne nicht begreifen, warum die Safier denn überhaupt die jetzige Strasse gebaut haben, da sie ja mehr negative als positive Resultate zeitige. Dem ist zu entgegnen, dass das Bestreben, mit den Mitmenschen, mit den Kulturzentren in leichtere Berührung zu gelangen, eben keine Schranken kennt, und das um so weniger, als in den seltensten Fällen der Mensch die Folgen seiner Unternehmungen zum voraus voll und ganz zu überblicken und allseitig zu würdigen weiss. Der Einwand wird zudem dadurch entkräftet, dass der bis jetzt vorwiegend negative Einfluss der Strasse auf den Stand der Bevölkerung von heute auf morgen in einen ausgeprägt positiven umschlagen kann, dass, wie sie bis jetzt die Menschen dem Tale entführt hat, schon morgen ihm wieder solche z. B. durch die Fremdenindustrie vielleicht sogar in erhöhtem Masse zuführt. Bereits hat ja diese letztere seit wenigen Jahren kräftig Posto gefasst in Versam, Tenna und Neukirch, und es ist kein Zweifel, dass sie im Safientale, das trotz seiner Kleinheit mit seinen bald wildromantischen, bald idyllisch grünen Scenerien an schöner Mannigfaltigkeit manches berühmte und allbesuchte Alpental über-

trifft, noch rasche Fortschritte machen wird. Dann werden nicht nur allsömmerlich Scharen von Fremden das Tal beleben, sondern auch die einheimische Bevölkerung, sich in die neuen Verhältnisse findend und sich ihnen anpassend, wird im Tale verbleiben, da die Fremdenindustrie ihr reichlichen Erwerb darbietet. Manche schöne alte Sitte wird dahinschwinden und das Leben der Safier wird ohne Zweifel vieles an seiner Einfachheit und Ursprünglichkeit einbüßen. Wir dürfen das aber nicht bedauern; denn dieser Wechsel ist das einzige Mittel, um die bedrohliche Entvölkerung des Tales zu hindern.

Das vorstehende Beispiel eines anthropogeographischen Bedeutungswechsels zeigt deutlich, dass die Besiedelungsverhältnisse eines bestimmten Landstriches nicht nur bedingt sind durch räumliche, natürliche Faktoren, sondern ebenso durch zeitliche, kulturelle. Die Natur bietet nur die Möglichkeit zur Besiedelung. Ob diese Möglichkeit mehr oder weniger ausgenützt wird, ist Sache des Menschen. Je nach seiner Beschaffenheit und der allgemeinen Kulturlage ist dieser dazu mehr oder weniger befähigt.

Als ein weiteres Resultat allgemeiner Natur ergibt sich aus meiner Arbeit, dass nur zeitgenössische Urkunden vollgültiges und unzweideutiges Beweismaterial für die richtige Lösung der Walserfrage abgeben.



Literaturverzeichnis.

- Alte Sammler von Bünden* 1783.
- Ammon*. Zur Anthropologie der Badener. Jena 1899.
- Branger, Erh.* Rechtsgeschichte der freien Walser. Bern 1905.
- Darwin*. Entstehung der Arten. Reclam.
- Fäsi, Joh. Konr.* Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft.
- Flückiger, Otto*. Die obere Grenze der menschlichen Siedelungen in der Schweiz. Bern 1906.
- Frizzi, Ernst*. Ein Beitrag zur Anthropologie des „Homo alpinus tirolensis“. Wien 1909.
- Girardin, P.* Les groupes d'habitations du Val d'Anniviers. Annales de Géographie. Paris 1906.
- Geographisches Lexikon der Schweiz*. Verlag: Attinger, Neuenburg.
- His*. Die Bevölkerung des rätischen Gebirges.
- Heierli und Öchsli*. Urgeschichte Rätens. Neujahrsblatt der antiquarischen Gesellschaft Zürich 1903.
- Hoppeler, Rob.* Untersuchungen zur Walserfrage. Jahrbuch für Schweizergeschichte 1908 (zitiert Hoppeler II).
- Hoppeler, Rob.* Beiträge zur Rechtsgeschichte der Talschaft Safien im Mittelalter (zitiert Hoppeler I).
- Hoesch-Ernst, L.* Anthropologische-psychologische Untersuchungen an Zürcher Schulkindern. Leipzig 1906.
- Hunziker, J.* Das Schweizerhaus, III. Abschnitt. Aarau 1905.
- Mohr, Th. v.* Codex diplomaticus.
- Muoth, J. C.* Beiträge zur Geschichte des Tales und Gerichtes Safiens. Bündnerische Monatsblätter 1901 Nr. 3—8 (zitiert Muoth I).
- Muoth, J. C.* Über die soziale und politische Stellung der Walser in Graubünden. Jahrbuch für Schweizergeschichte 1908 (zitiert Muoth II).
- Planta, P. C.* Die kurrätischen Herrschaften in der Feudalzeit. Bern 1881.
- Ranke, Joh.* Der Mensch. Band II, 2. Auflage, 1900.
- Retzius und Fürst*. Anthropologica Suecica. Stockholm 1902.
- Röder und Tschärner*. Der Kanton Graubünden (Gemälde der Schweiz).
- Schweiz*. Verlag Gebr. Attinger, Neuenburg 1908.

Schweiz, illustrierte Zeitung 1897—1898. Hauszeichen und Tessen aus dem Oberwallis von Stebler.

Schurtz, Heinrich. Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien 1900.

Sprecher, Andreas. Geschichte der Republik der drei Bünde.

Stebler, F. G. Ob den Heidenreben 1901. Das Goms und die Gomser 1903. Land und Volk von Lötschen 1906.

Stebler, F. G. Alpen- und Weidewirtschaft.

Studer, Jul. Schweizer Ortsnamen.

Theobald, G. Das Bündner Oberland.

Wettstein, Emil. Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis. Zürich 1902.

Zivier, Hch. Die Verteilung der Bevölkerung im bündnerischen Oberrheingebiet.



Anhang.

1. Anmerkung zu Seite 50.

Anzahl der „Stösse“ (Kuhrechte).

Alp name	1512	1904	Alp name	1512	1904
Gün	120	91	Grossalp	318	250
Salpenna	60	37	Valetscha	—	110
Zalön	150	109	Brand-Campel	—	50
Hof	50	40	Vardus	—	70
Bruschgaleschg	84	50	Vereina	—	40
Camana	470	340	Kuh-Berg	—	24
Tscheurig	120	65	Boden-Äpli	—	15
Guw	125	80			

2. Anmerkung zu Seite 52.

in Aren	Grundstücke Bezeichnung	Dazu gehörige Gebäude, resp. Anteil
60,5	Magerwiese	1 Stall
99,5	Fettwiese	
53,9	Magerwiese	
36,5	Fettwiese	
4,8	Magerwiese	$\frac{1}{6}$ Stall
33,7	Magerwiese	
9,5	Magerwiese	
259,7	Fettwiese	$2\frac{1}{2}$ Stall
30,5	Magerwiese	
29,5	Magerwiese	
83,2	Magerwiese	$\frac{1}{2}$ Stall
91	Halbfettwiese	
16,7	Halbfettwiese	
26,9	Magerwiese	$\frac{3}{5}$ Stall
41,9	Magerwiese	
37,2	Fettwiese	1 Stall
26,5	Fettwiese	$\frac{1}{3}$ Stall
17,3	Magerwiese	

3. Anmerkung zu Seite 57.

a) Das Grossvieh.

Ausschliessliche Viehrasse ist das kleine, braune Bündnerrind, das wir in der Schweiz überall da antreffen, wo eine keltisch-rätische Bevölkerung wohnte. Der Nutzen, den die Safier aus ihrem Vieh ziehen, ist ein mannigfaltiger. Zwar ist der Magerkäs, der in Safien bereitet wird, wegen seiner Qualitäten, besonders wegen seiner Würze in ganz Bünden gesucht, aber das kräftige, alpine Futter und besonders die Gelegenheit, die den auf den Alpen weidenden Tieren zur Entwicklung des Körpers, sowie zur Abhärtung gegen Witterungseinflüsse gegeben ist, bewirken, dass der Safier die Viehzucht in erster Linie für den Markt betreibt, sich also mit der Aufzucht beschäftigt. Die wohl überlegte Zuchtwahl arbeitet auf ein Produkt hin, das gerade Mode und darum besonders vorteilhaft zu verkaufen ist. Immerhin werden in der Regel einheimische, auf der Alp aufgezogene Zuchtstiere verwendet, die, wenn sie auch unscheinbarer und magerer aussehen als die fremden, im Stalle mit Milch und Mehl aufgemästeten, einen gesunderen, widerstandsfähigeren Nachwuchs zu erzeugen pflegen als letztere. Leider ist der Versuch, in Safien einen Markt abzuhalten, mangels an Besuch gescheitert, und so sind die Safier genötigt, auf weiten Wegen mit ihrem Vieh vorzüglich die Märkte in Ilanz und Thusis zu befahren, wenn sie nicht vorziehen, es an herumreisende Viehhändler zu verkaufen.

b) Die Pferde.

Wird heute ein Pferd aufgetrieben, so beansprucht es drei Stösse. Die 21 Pferde, die sich im ganzen Tale vorfinden, dienen der amtlichen und privaten Waren- und Personenbeförderung von Versam bis nach Thalkirch, wie auch dem Transporte von Dünger.

Während es in Safien heute nur noch 4 Pferde gibt, waren deren vor der Eröffnung der Strasse, wo noch alle Waren über den Löchli-, Glas- und Pischolenpass gesäumt wurden, viel mehr. Noch heute gibt es in Safien Familien, die sich noch vor 30 Jahren ausschliesslich mit diesem Saumverkehr befassen haben. Dass in ganz früherer Zeit noch mehr Pferde im Gebrauche standen, beweist uns der Zinsrodel von 1502, der von 42 Pferden, also von $10\frac{1}{2}$ mal mehr spricht als heute. Diese grosse Anzahl von Pferden beweist ohne Zweifel nebst den vielen Überresten und den Flurnamen eine mittelalterliche Strasse, die von Cästris über Gün und Thalkirch nach Splügen geführt hat¹⁾ und zwischen dem Safiental und Italien einen regen Verkehr vermittelt haben muss.

c) Das Kleinvieh.

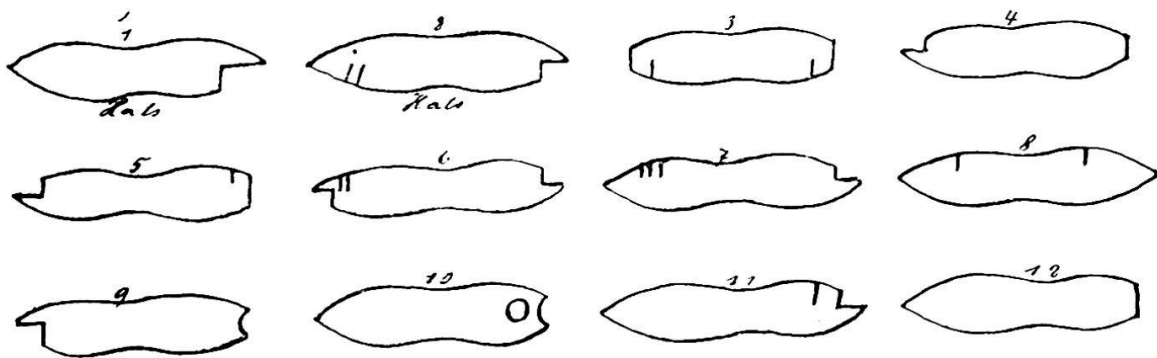
a) Schafe und Ziegen.

Schafe und Ziegen werden wegen der langen Winterfütterung und ohne Zweifel auch infolge der strengen Bestimmungen der freien Atzung und der guten Vermögensumstände der Safier verhältnismässig wenige gehalten. Während z. B. in Disentis, wo die freie Atzung in vollem Umfange herrscht, fast 2 mal

¹⁾ Über die Einzelheiten siehe Muoth: Monatsblätter p. 141 und 142.

so viel Schafe und mindestens so viel Ziegen als Stück Rindvieh gehalten werden, ist in Safien die Anzahl der Schafe ungefähr gleich derjenigen des Rindviehes, und die der Ziegen gleich $\frac{1}{5}$ der letzteren. Ein Bauer besitzt durchschnittlich 5—7 Schafe und 2—3 Ziegen. Die immer gehörnten, aber ganz verschieden rassigen Ziegen werden wegen der Milch, aus der oft ein kräftiger Käse bereitet wird und die während des Sommers das Hauptgetränk der Bauern bildet, die Schafe wegen der Wolle und des Fleisches gehalten.

Nachdem meistens schon im Herbst 1—3 ältere Schafe geschlachtet, aber durch Nachwuchs ersetzt worden sind, werden im Frühling die Schafe geschoren und dann unter der Hut eines Hirten auf die höheren Alpen geschickt, um an einem bestimmten Herbsttage zum allgemeinen Ergötzen der Anwesenden mittelst der „Schafzeichen“ von einander geschieden zu werden, was sich jeweils nur mit grösster Mühe bewerkstelligen lässt. Von Schafen, die auf der Alp zu grunde oder verloren gegangen sind, bringt der Hirt nur eventuell die Ohren dem Eigentümer zurück. Schaftesslen, wie sie im Oberwallis allgemein gebräuchlich sind und welche kleine, harthölzerne, etwa $\frac{1}{2}$ cm dicke Hölzchen darstellen, auf welche das Schaf- oder Hauszeichen des Besitzers eingebrannt wird, werden nur dann dem Tiere umgehängt, wenn seine Ohren infolge Eigentumswechsel zu sehr verstümmelt wurden, sodass man befürchten müsste, nach der Alpzeit sein Eigentum nicht mehr zu erkennen. Von den Schafzeichen, die in der Regel mit Scheren oder mit Lochzangen an den Ohren der Tiere angebracht werden und auf deren allgemeine Verbreitung im Gebiete der altweltlichen Hirtenvölker E. Wettstein hingewiesen hat (p. 132), bringe ich im folgenden einige wenige Beispiele von Tenna.



Unmittelbar nach der „Schafscheide“ werden die Schafe gebunden auf den Rasen gelegt, um ihre Wolle der Schere darzubieten. Zu Hause wird die Wolle gebrüht und gereinigt, dann mittelst Kupfervitriol, in dem Erlenrinde gekocht worden ist, gefärbt, um endlich zum „Cardätschen“ nach Chur oder nach Katzis zu wandern, woher sie zur weiteren Bearbeitung zum Besitzer zurückkehrt.

β. Die Schweine.

Wie die sogenannten Oberländer Rinder, die von Torfrind abstammen sollen und sich durch flache, gewirbelte Hörner auszeichnen, und die Oberländer Schafe nur selten zu treffen sind, so ist auch die rotbraune, kleine Oberländer

Schweinerasse, deren Stammbaum nach Rüttimeyer bis zum alten Torfschwein zurückgehen soll, unter den wenigen Schweinen, die Safien besitzt, mit sehr wenigen Exemplaren vertreten, die dadurch nach Safien gekommen sein mögen, weil seine Bewohner ihren Schweinebedarf besonders von Ilanz aus decken. Jetzt trifft man fast nur noch die weissen, schweren Yorkschweine.

Nachdem im Frühling die Schweine „geringelt“ worden sind, d. h. nachdem ihnen durch die Nase ein Ring aus Draht, der sie am Wühlen in der Erde hindert, gezogen worden ist, werden sie während des Sommers jeden Morgen auf die Weide getrieben, woher sie jeden Abend von selbst in die Ställe zurückkehren. Zur Schweinemast dienen neben der Schotte besonders die gekochten Blacken (*rumex alpinus*), die neben den Häusern und Alphütten gepflanzt werden und in guten Jahrgängen dreimal, in schlechtern zweimal zum Schnitt gelangen oder besser gesagt „gestraupft“ (abgerupft) werden. Die Schafe hingegen werden im Winter hauptsächlich mit Riedgras und schlechtem Heu ernährt.

γ. Seine Verwendung als Nahrungsmittel.

Schweine, Schafe und Ziegen werden nie verkauft, sondern nur zum Hausgebrauch gehalten. Im Winter werden sie geschlachtet und ihr Fleisch grösstenteils wie das Kuhfleisch an der Luft gedörst, nachdem es unter Beigabe verschiedener Spezereien gesalzen und 14 Tage in einer Beize gelegen hat. 2¹/₂ kg „grünes“ Fleisch liefern zwar bloß 1 kg. „Dige“ oder „gediegenes“ Fleisch, aber dafür ist es so schmackhaft und konzentriert, dass das Kilo mit 5–7 Franken bezahlt wird. Das Trocknen des Fleisches an der Luft wird ermöglicht durch die dünne Höhenluft, die starke Luftbewegung und den stark verminderten Luftdruck, welche Umstände bewirken, dass die Verdunstung eine viel kräftigere ist als in der Tiefe. Ausser Digefleisch stellt man an der Luft getrocknete Lungen- und Leberwürste her. Die Beinwürste, die „Schüblinge“ bestehen aus Schweinefleisch, werden an der Luft getrocknet und dienen zur Bereitung einer kräftigen, fetten „Minestra“.

δ. Bienen.

Bienenstöcke sind jetzt, nachdem der früher unbewegliche Bau dem rationelleren beweglichen gewichen ist, häufiger als früher und liefern einen Honig von feinsten Qualität, was bei dem Blumenreichtum der Safieralpen nicht zu verwundern ist.

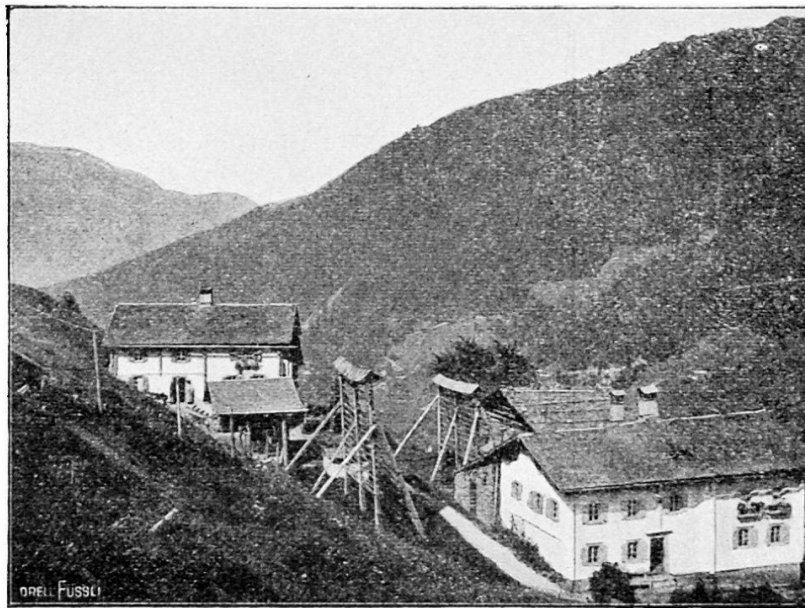
4. Anmerkung zu Seite 60.

1. Ackerbau.

Entsprechend der hohen Lage des Safientales ist der Ackerbau nur unbedeutend. In Versam und Tenna wird dank ihrer südöstlichen und zum Teil niedrigen Lage noch ziemlich viel Sommerroggen und Gerste gepflanzt, während der Anbau von Hanf, der früher einen wichtigen Anteil am Ackerbau einnahm, heute fast verschwunden ist. Safien ist hingegen mit Ausnahme von Neukirch und Platz, wo noch ganz wenig Gerste und Roggen kultiviert wird, und zwar

weniger der Körner, die hier meist nur als Hühnerfutter dienen, sondern mehr um des Strohes willen, das als Viehstreue benutzt wird, ganz auf die Kultur von Kartoffeln angewiesen. Die Äcker liegen in den Höfen und in Tenna immer in den tiefstgelegenen Teilen des waldfreien Landes, also zwischen den untersten Wiesen und dem Walde. Trotz dieser Lage reifen wegen des kurzen Sommers die Kartoffeln nicht jedes Jahr aus und können dann nur zur Schweinemast verwendet werden. Ebenso gelangt in Tenna das Korn wegen der hohen Lage nicht zur Reife. Der obere Teil des mit Sicheln gemähten Getreides wird darum zu kleinen Büscheln vereinigt, in die Spangen der 6—9 m hohen, vollständig freistehenden „Hischten“ eingeflochten, wo die Körner dann vollständig ausreifen können

(siehe die nebenstehende Photographie mit einigen solcher Gestelle). In Neukirch und Platz finden sich diese Hirschten auch vor, aber nie freistehend, sondern immer sich unter dem Vordache der Scheune befindend und an diese angebaut. Freistehende Hirschten- und Korngestelle letzterer Art finden sich überall auch im Kreise Disentis.



„Hischten“ in Acla-Tenna.

Da der Ackerbau im Safientale nur im kleinen getrieben wird und mit Terrainschwierigkeiten und der Güterzerstückelung zu kämpfen hat, ist es begreiflich, dass die ursprüngliche Hacke meistens noch nicht dem Pfluge gewichen ist. Ebenso primitiv wie die Bearbeitung der Felder ist der Drusch des Getreides. Der Handdrusch wird besorgt mittels sehr primitiver, aus zwei Aststücken bestehender Flegel.

Wechselwirtschaft findet insofern statt, als das Ackerland während einiger Jahre abwechselungsweise mit Getreide und Kartoffeln bepflanzt wird, um dann, wenn der Ertrag nachlässt, für einige Jahre in Wiesland umgewandelt zu werden, während als Ersatz ein anderes Stück Wiesland zu Ackerland umgebrochen wird. Die obere Grenze des Ackerbaues befindet sich bei zirka 1700 m. Früher, als das einheimische Korn billiger zu stehen kam als das auf Saumwegen eingeführte, soll sie noch höher hinauf gegangen sein. Überhaupt habe früher der Ackerbau eine viel grössere Rolle gespielt und eine viel bedeutendere Fläche eingenommen als heutzutage, wo leicht billiges Korn eingeführt werden kann, und der Wiesbau darum bei geringerer Arbeit mehr Ertrag abwirft als der Getreidebau.

2. Obstbau.

Obstbau kann nur in Versam getrieben werden. Vereinzelte Kirschbäume kommen zwar noch in Neukirch vor, werden da aber mehr zum „Sport“ kultiviert, als dass sie etwas abwerfen. Das Kernobst tritt in Versam an Bedeutung zurück hinter dem Steinobst, den Zwetschgen und besonders den Kirschen. Das meiste Obst wird gedörft, und zwar auf eine originelle Art. Die Frontmauer der Häuser ist gerade unterhalb des Giebels von ein oder zwei 2 bis 4 m langen und 2 bis 3 dm hohen Spalten durchbrochen, durch die ein ganzer Bretterboden, der



Steinhaus in Versam mit Obstdörreinrichtung.

vom Estrich aus mit zu dörrendem Obst belegt worden ist, geschoben wird. Das so an der Luft gedörft Obst ist sehr kräftig und wird in langen Truhen aufbewahrt.

3. Waldwirtschaft.

Ein Beweis für die relativ dichte Besiedelung des Safientales ist, dass sich der Wald fast nur da vorfindet, wo aus orographischen Gründen Acker-, Wies- und Weidland nicht vorkommen können, also besonders an steilen Hängen und entlang der Wildbach- und Runsentobel. In Folge der einstigen Übervölkerung des Tales war der Wald überall stark zurückgegangen. So finden sich auf der Grossalp Baumstrünke bei 2000 m Höhe, während die heutige Waldgrenze nur noch bis 1900 m hinaufgeht. Die jetzige Entvölkerung des Tales macht sich dadurch bemerkbar, dass der Wald an einigen Orten wieder im Vordringen begriffen ist, so erwiesenermassen auf Salpenna, wo er grosse Flächen früheren Weidlandes einnimmt.

Das Holz wird im Winter gefällt und allenfalls zu Brettern und Balken verarbeitet. Dasjenige, welches die Bewohner nicht selbst für Feuerung, Häuser- und Brückenbau etc. brauchen, wird jetzt zum grössten Teil auf der Strasse nach Bonaduz transportiert, während es vor dem Strassenbau in Form von grossen Scheitern von Arbeitern unter Lebensgefahr die Rabiusa hinuntergeflösst wurde. Heute geschieht das nur noch mit Holz, das unterhalb der Strasse gefällt wird und darum nicht auf der Strasse talabwärts befördert werden kann.

Dass der Wald eine wichtige Erwerbsquelle des Tales ist und bei richtiger Ausbeute noch in erhöhtem Masse sein könnte, geht daraus hervor, dass der ganze westliche Abhang des Heinzenberges in einer Länge von 3 bis 4 Stunden fast ununterbrochen mit Fichten- und Lerchenwald bedeckt ist, der jetzt durch den Bau einer besonderen Strasse nutzbar gemacht wird, während zwischen Versam und Tenna ein Wald von Buchen und Tannen und unterhalb Tenna, Salpenna, Zalön und Camana sich stundenlange Nadelholzwälder ausbreiten. Leider kommen die Lerchen, deren Holz mit Vorliebe zu dem Bau der Häuser verwendet wird, nicht mehr so häufig vor wie früher. Noch seltener sind die Arven geworden, während riesenhafte Fichten, deren Durchmesser bis 1 m misst, keine Seltenheit sind. In Neukirch und Platz ist der Bergahorn ziemlich häufig verbreitet. Einzelne Buchen gehen bis zu 1300 m; die obere Grenze für Fichten und Lerchen liegt bei etwa 1750 m, während die Alpenerle noch in kleineren Beständen in einer Höhe von 1850 m vorkommt.

Versam zählt nur wenige Privatwaldungen. Die Gemeinde zieht aus ihren Waldungen jährlich eine so grosse Summe, dass sie keine Steuern erheben muss. Tenna hingegen besitzt nur wenige Gemeindewaldungen und zudem nur an wenig günstigen Stellen; darum zieht sie jährlich aus ihnen durchschnittlich nur 1500 Franken. Beziehen Niedergelassene Holz von der Gemeinde, bezahlen sie $\frac{1}{3}$ mehr dafür als die Bürger.

Die einzige Gemeindewaldung Safiens ist der Grosswald. Sieht man von den wenigen, unbedeutenden Privatwaldungen ab, sind alle anderen Waldungen, so der Camaner-, Zalönerwald etc. Genossenschaftswaldungen der Höfe Camana, Zalön etc. Sie hatten bis anno 1905 insofern privatrechtlichen Charakter, als nicht alle Höfler den gleichen Anteil an dem Walde hatten, sondern die Güter je nach ihrer Grösse und der Anzahl der Ställe und übrigen Gebäulichkeiten, wie an den Alpen, so auch an den Waldungen verschiedengrosse Nutzniessung hatten. Die Hofwaldungen sind aber insofern öffentlich-rechtliche Güter, als die Bearbeitung und Aufforstung Aufgabe der Gesamtheit der Höfler war. Bis 1905 hatten also die Höfe allein das Nutzungsrecht der „Hofwaldungen“. Da sie darum mehr als genug Holz besaßen und bis zum Strassenbau von 1885 die Ausfuhr von Stämmen erschwert war, liessen sie etwa Stämme, die wegen ihres Standortes schwierig zu transportieren gewesen wären, einfach verfaulen und zogen so aus ihren Wäldern lange nicht so viel, als es möglich gewesen wäre. Da die Gemeinde sich seit Jahren infolge der vermehrten öffentlichen Lasten in einer finanziellen Notlage befand und die Steuern schon so hoch waren ($3\frac{1}{2}\%$), dass sie nicht mehr erhöht werden durften, verlangte sie, d. h. besonders die Fraktion Platz, die selbst wenig Wald besitzt, von den Höfen

die Abtretung der Wälder. Die Gemeinde, sekundiert durch den Kleinen Rat von Graubünden, prozessierte mit den Höfen, insbesondere dem Hofe Camana, der sich seiner angestammten Rechte nicht freiwillig entäussern wollte seit etwa 20 Jahren. Seit 1901 war der Prozess anhängig vor dem Bundesgericht. Dieses sprach in der Sitzung vom 10. März 1909 zwar aus historischen Gründen dem Hofe Camana das Eigentum am Walde zu, erklärte anderseits aber ein Dekret des Kleinen Rates von Graubünden vom Jahre 1905, wonach die Nutzungstaxe und der Erlös aus dem Holzverkauf in die Gemeindekasse von Safien zur Deckung ihrer Schulden und Bestreitung ihrer Ausgaben fliessen soll, nach bündnerischem öffentlichen Rechte zulässig. Die Folgen dieses sonderbaren Urteils, dessen Zwiespältigkeit sich nur aus den Zentralisationsbestrebungen der modernen Zeit erklären lässt, sind zweischneidige. Zwar wird die Gemeinde bei richtiger Besorgung des Waldes aus diesem mehr lösen als bis anhin die Gesamtheit der Höfe und wird sich in wenigen Jahren aus der heutigen Finanzmisère herausarbeiten, umgekehrt werden aber die Höfe mangels einer so wichtigen Lebensbedingung, wie das Holz für sie es darstellt, sich noch rascher entvölkern, als es bis anhin geschehen ist. Das gute wird aber der vom Staate herbeigeführte „Gewaltakt“ auch für die Höfe, die Besitzer, aber nicht die Nutzniesser der Hofwaldungen haben, dass sie gezwungen sein werden, aus Mangel an billigem Brennmaterial von dem privaten zum rationelleren genossenschaftlichen Sennereibetrieb überzugehen.

4. Industrie.

Obwohl das Safiental relativ reich an Rohmaterialien, an Mineralien, an Erz und besonders an Holz ist, tritt die Bedeutung des Bergbaues und des Fabrikbetriebes ganz zurück hinter derjenigen der Alpwirtschaft und Viehzucht. Das Hartmanganerz, der Graphit und der Anthracit, die eingekeilt in gewaltige Schichten von Bündnerschiefern im hinteren Teile von Safien vorkommen, und das Brauneisensteinerz, das sich in Versam findet, werden gar nicht ausgebeutet und verarbeitet und in den Wäldern vermodern jährlich noch unzählige Stämme. Das einzige, was in industrieller Beziehung geschieht oder geschah, ist, dass in Thalkirch früher zum Decken der Dächer Schiefertafeln gebrochen wurden und eine rohe Bearbeitung erfuhren, dass früher etwas Kalkstein, der einst in Moränen von den das Tal hinten abschliessenden Bergspitzen zu Tale gefördert worden war, gebrannt wurde und dass in kleinen Holzsägereien Bretter und Balken zum Häuser- und Stallbau hergestellt werden.

Wichtiger als diese kleinen industriellen Betriebe ist die Hausindustrie, die sich mit der Bearbeitung der nach Chur oder Katzis geschickten und von dort zurückgekommenen zerzausten oder „kardätschten“ Wolle befasst. Im Safientale finden sich noch in jedem Hause einige hölzerne Spindeln und ein oder zwei selbsthergestellte, äusserst primitive Webstühle vor. Dabei herrscht nur der Unterschied, dass sie in Versam fast nicht mehr gebraucht werden, während sich in Safien und dann besonders in Tenna eine Hausfrau oder eine erwachsene Tochter schämen würde, nicht den ganzen Winter hindurch morgens und abends einige Stunden beim Spinnrad oder beim Webstuhl zuzubringen und die Manns-

leute sich mit fremdem „Zeug“ kleiden müssten. Eine Zeit lang schien es fast, als ob das dauerhafte, selbstverfertigte „Bündnertuch“ dem in Fabriken auswärtig hergestellten „schönen“ Tuch ganz weichen müsste. Bald aber sahen die praktischen Safier ein, dass es rentabler sei, von den Frauen, deren Mehrarbeit im Winter nicht gerechnet werden muss, von selbstgewonnener Wolle dauerhaftes Tuch herstellen zu lassen, als scheinbar billiges, im Verhältnis zu seiner Qualität aber teures und offenkundig wenig dauerhaftes Tuch zu kaufen. Im allgemeinen ist aber dennoch ein allmähiges Zurückgehen der Hausindustrie zu bemerken. Nicht die kleinste Schuld trägt daran die immer mehr zunehmende Kinderarmut. In einer Familie, wo keine erwachsenen Töchter sind, kann die Frau des Hauses sich nur in ungenügender Weise der Hausindustrie zuwenden, denn andernfalls müsste die Besorgung der Hausgeschäfte einer teuren Magd überlassen werden, was die Rechnung ohne den Wirt machen hiesse. Da heisst es dann: Lieber kein Tuch als eine Magd.

5. Handwerk.

Dadurch, dass durch den Rückgang der Bevölkerung dem einzelnen immer mehr Boden zur Bewirtschaftung zufällt, werden die Handwerker immer seltener, weil sie immer mehr von ihrem Berufe abgelenkt werden und ihre Arbeitskraft der Landwirtschaft zuwenden. Während früher alle Handwerke durch Einheimische ausgeführt wurden, so z. B. auch das der Schmiede, der Schlosser, der Gerber etc., gibt es jetzt in Safien nur noch Schreiner, Zimmerleute und Schuster. Während die ersteren dem Bauern unter seiner kräftigen Mithilfe die Gebäulichkeiten auf- und herrichten, verfertigt der Schuster auf der „Stör“ währschafte Massarbeit, die sogenannten Pechschuhe. Das sind Schuhe, deren Sohle statt mit Holznägeln mit einem 10 oder 12 fach zusammengedrehten und gepechten Leinengarn befestigt und mit „Kappennägeln“ beschlagen werden. Während früher die landwirtschaftlichen Geräte, wie Äxte, Hacken, Nägel und Viehketten alle im Tale selbst in den Schmiedestuben hergestellt wurden, von denen heute nur noch wenige im Betriebe sind, werden sie jetzt grösstenteils von aussen her bezogen. Die Schmiedekohle wurde damals aus dem Holz der ausgedehnten Erlenbestände gewonnen. Ein bekanntes Produkt des safierischen Handwerkes waren die sogenannten „Safier-rechen“, welche früher massenhaft nach dem Rheinwald hin ausgeführt wurden.

6. Handel und Verkehr.

Die Abgeschlossenheit des Safientales bringt es mit sich, dass beide keine grosse Rolle spielen. Dass das früher einmal anders gewesen sein muss, dass insbesondere früher durch Safien auf heute zum Teil verschwundenen Saumpfaden ein relativ lebhafter Transitverkehr pulsiert hat, habe ich bereits im 3. Hauptkapitel ausgeführt. Heute beschränkt sich der Verkehr auf den regelmässigen Postdienst auf dem neuen Talsträsschen und einem unregelmässigen Warentransport, welcher die Überproduktion der Alpwirtschaft und verkaufte Vieh dem Tale entführt, anderseits ihm Mehl, Zucker, Kaffee etc. zuführt. Dieser

Austausch wird in der Regel zur Winterszeit per Schlitten von jedem einzelnen Bauern selbst besorgt.

Damit dieser Verkehr von statten gehen kann, das gefällte Holz heim, in die Sägereien oder talauswärts geführt, das Vieh in den entfernten Ställen besorgt und nach Aufzehrung des Heuvorrats in einen andern Stall verbracht und die Milch ohne Gefährde ins Heimhaus getragen werden kann, ist es durchaus notwendig, bei oft mannhochem Schnee Strasse, Wege und Pfade offen zu halten. Diese Arbeit wird wegen ihrer Gefährlichkeit und Mühseligkeit gemeinsam oder in „Schichten“ von der Mannschaft eines Dorfes oder eines Hofes ausgeführt. Besonders viel zu schaffen machen grosse Grundlawinen, welche zu bestimmten Zeiten bestimmte Stellen der Fahrstrasse mit gewaltigen Schneemassen überschütten¹⁾. Nimmt also die Bewältigung des Verkehrs an und für sich im Leben des Safiers keine bedeutende und gesonderte Stellung ein, so doch indirekt durch die Besiegung der Verkehrshindernisse.

In Erinnerung an den alten Saumverkehr wird noch heute das Vieh vielfach nicht auf dem Umwege über Versam-Bonaduz, sondern über den Glas- und Pischolenpass auf den Thusiser Markt getrieben.

Der Haupthandelstag, der safierische „Martins- und Messetag“ ist der „Paulitag“, der am 1. Donnerstag im Februar stattfindet. Da kommen die Händler oder ihre Vertreter von Chur, Bonaduz, Kästris oder Ilanz und rechnen in Platz, wohin die Bevölkerung ganz Safiens zusammengeströmt ist, mit den Bauern ab, wie auch diese unter sich an diesem Tage alle Geldgeschäfte abmachen und bereinigen.

Interessant ist, dass sich noch ein Relikt des früher allgemeinen Tauschhandels erhalten hat. Es soll nämlich noch jetzt etwa vorkommen, dass ähnlich wie früher, wo ein ausgedehnter Tauschhandel über den Splügen mit Italien vorhanden war, die Händler sich ihr Mehl, ihren Reis, ihre Gewürze etc. nicht mit Geld, sondern in Versam mit gedörrtem Obst, in Safien und Tenna mit Käse und Butter bezahlen lassen, also Naturprodukte einfach gegen andere austauschen. Dass bei diesem Tauschhandel beide Teile, sowohl Händler als Bauer auf ihre Rechnung kommen, ist leicht begreiflich; denn der Bauer besitzt wohl Naturalien, aber oft kein Geld, und der Händler stellt sich bei Bezahlung durch Naturalien, die er wieder zu einem viel höheren Preise verkaufen kann, besser als bei einer solchen durch Geld, besonders, wenn der Bauer ihm dieses schuldig bleiben müsste und kaum die Zinsen entrichten könnte. Tauschhandel soll auch etwa zwischen Hausierern und den Frauen stattfinden, welche sich hinter dem Rücken ihrer Männer etwas kramen wollen.

Zusammenfassend können wir sagen, dass in Safien Verkehrs- und Geldwirtschaft die Eigenproduktion nur zum kleinern Teil und den Tauschhandel nicht völlig haben verdrängen können.

¹⁾ Ein anderes, eigentümliches Gemeindewerk besteht in Tenna. Weil es keinen Küster besitzt, läuten die Familien im „Kehr“ je für eine Woche die Glocken und machen ein Grab, wenn in „ihrer“ Woche jemand stirbt. Nach Verlauf der Woche gibt man den Kirchenschlüssel dem Nachbarn, zum Zeichen, dass er an die Reihe komme.

7. Jagd und Fischfang.

Eine Beschäftigung, die heute nur ganz wenige Bewohner und diese nur zeitweise beschäftigt, ist die Jagd. Da die Gemen an Zahl sehr zurückgegangen sind, lohnt es sich kaum mehr, auf die Jagd zu gehen, Grund genug, dass die sparsamen und mit der Zeit rechnenden Safier mit ganz wenigen Ausnahmen das Gewehr auf die Seite gelegt haben. Dass aber früher das Wild sehr zahlreich und die Jagd eine recht einträgliche Nebenbeschäftigung war, beweisen die Erzählungen alter Leute, die von Gemen berichten, die sie vom Hause aus erlegt hätten. Noch heute gibt es immerhin in Camana einen Jäger, der sich rühmen kann, in seinem Leben über 200 Gemen erlegt zu haben. Dass früher selbst gefährliche Raubtiere im Safientale gehaust haben müssen, geht aus den zahlreichen Überresten eines gewaltigen Wolfsgarnes hervor, die man mir in der Platzerkirche vorwies und aus einer Erzählung, wornach man noch mit diesem Wolfsgarn ca. um 1700 in Carfil einen Bären fing. Noch unbedeutender als die Jagd ist der Fang von Bachforellen in der Rabiusa.

5. Anmerkung zu Seite 63.

Hausprüche.

1. Sola Dei Visio Beatifica est
Summum Hominis bononum (Versam)
2. V F Gott sieht mein Vertrauen
Das Haus hab ich gebauen Jakob Gredig, anno 1657 (Tenna)
3. Ich Ruod von hab dieses Haus gebauen auf Gott
Er ist mein Vertrauen. Anno 170. R H † (Tenna)
4. O Mensch, bedenk der Angst und Not
D II D V W (Neukirch)
5. Al Hie Wo Wier Sind Fremde Gäste, da bawen wier Gar Stief und Veste
Wo Wier Aber solen ewig Sein, da bawen wier gar wenig Dar Ein.
M J S M C C

6. Anmerkung.

	1716—40 (25 Jahre)	1786—1803 (18 Jahre)	1840—64 (25 Jahre)
Geburten	Neukirch 146	76	61
	Platz 189	253	193
	Thalkirch 211	171	91
	546	500	345
Todesfälle	Neukirch 112	64	60
	Platz 207	179	167
	Thalkirch 138	106	98
	457	349	325
Heiraten	Neukirch 40	32	42
	Platz 83	86	170
	Thalkirch 59	51	63
	182	169	275

Photogr. I

Vater: Ein bis auf die Farbe der Hinterhaupts Haare
reiner Nord-Germane.

Mutter und Tochter: Zwei reine rätische Kelten.



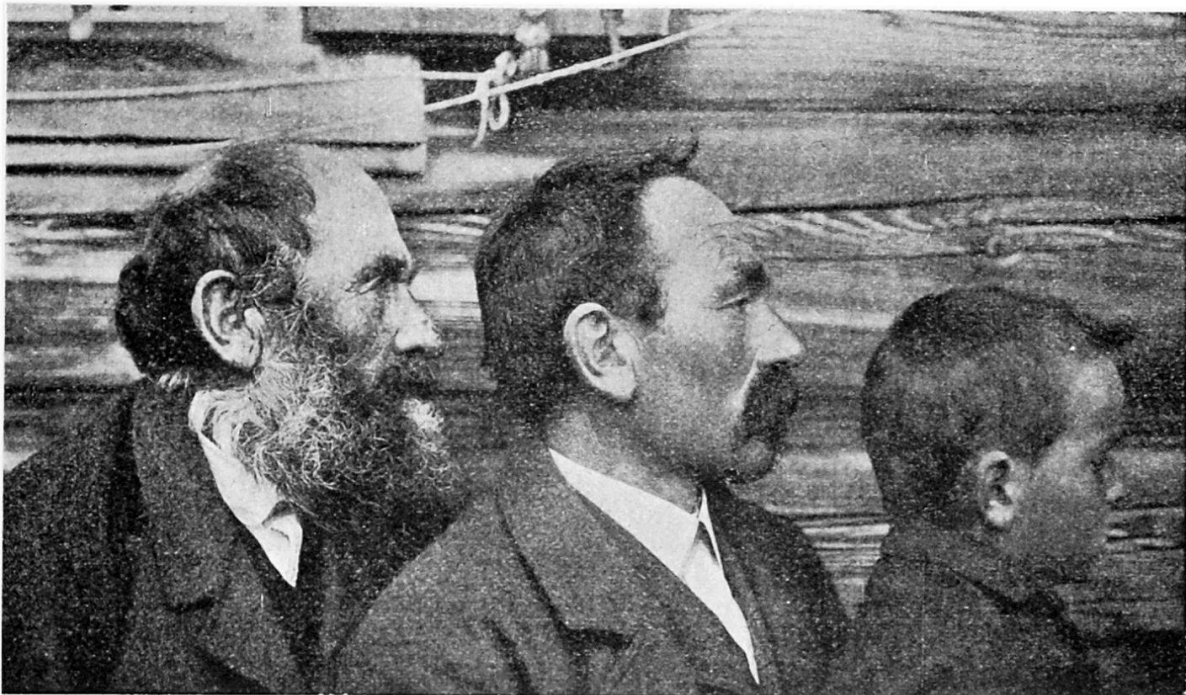
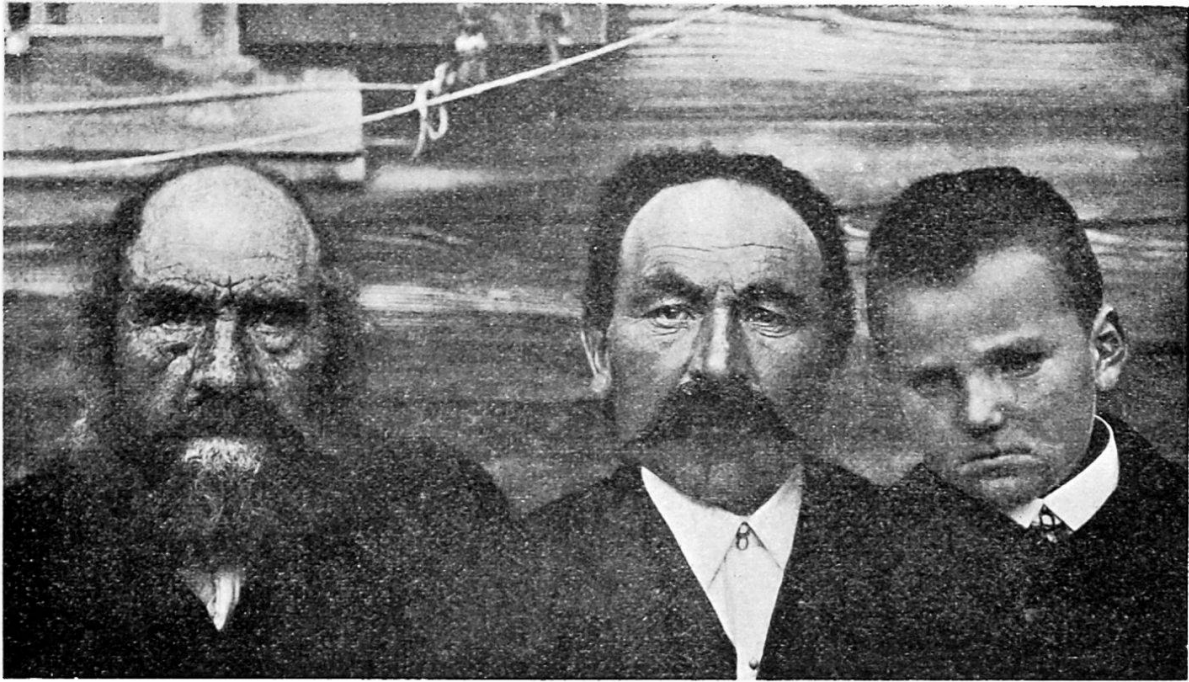
Drei rätisch-alpine Kelten.
(Gredig von Gün)

Photogr. II

Grossvater

Vater

Sohn



Typische Mischlinge von Tenna.



Leere Seite
Blank page
Page vide

I. Örtliche Verteilung der Männer (Vergleich der Männer aus den verschiedenen Lokalitäten).

Safien I = Höfe plus Einheimische von Versam	Anzahl	Mittleres Alter	1. Körpergrösse (in cm)	2. Relative				3. Index-Mittel						Index-Gruppen (in ‰)					5. Absolute Kopfmasse in mm								Pigmentfarben in ‰				
				Rumpflänge	Beinlänge	Armlänge	Schädelkapa- zität in ccm	Extremitäten	Längen- breiten	Längen- höhen	Breiten- höhen	Gesichts- höhen	Nasen- höhen	Ingofrontal	Dolicho- (Meso)kephal	Chamae- (Ortho)kephal	Brachy- (Steno)kephal	Chamae- (Meso)prosop	Mesorhin	Horizontaler Kopfumfang	Grösste Länge	Grösste Breite	Gesichtshöhe	Jochbogen- breite	Ohrhöhe des Kopfes	Nasenhöhe	Nasenbreite	Blaue Augen	Dunkelbraunes Haupthaar	Braune Augen	Dunkelbraunes Schnurbarthaar
Thalkirch	17	38	171,9	29,4	53,8	44,7	8,55	83,1	83,6	64	76,3	94,9	59	77,5	17,5	29,4	17,7	35,3	11,8	553	192	160	131	138	122	61	36	77	29,4	—	5,9
Camana	20	41	173,9	28,3	54,4	45,8	8,665	84,2	80,3	60,4	76	95,8	62,3	76,1	50	80	25	20	15	567	200	160	136	142	120	61	38	62,5	80	5	15
Platz	18	47	169,2	29,2	53,4	45,9	8,762	86,2	84	63,2	74,9	92,3	59,7	75,5	16,7	44,4	16,7	51,1	22,2	560	193	161	132	143	121	61	37	55	78,4	5,6	5,6
Zälön	13	44	174,1	29,1	53,5	45,2	8,61	84,5	82,4	62,7	75,8	97,9	60,7	78,6	50	52,8	11,8	7,7	15,3	563	195	161	137	140	122	61	37	50	61,6	—	22,1
Gün	10	40	169,8	29	53,8	45,9	8,76	85,1	83,5	62,9	75,6	91	62,7	76,4	20	40	—	40	60	563	195	160	133	146	121	59	37	40	60	10	20
Neukirch	15	35	169,2	28,4	53,8	45,9	8,75	85,3	84,6	62,8	74,1	92,3	61,7	73,4	—	66,7	40	40,1	26,8	555	191	162	132	143	120	60	37	27,8	40	20	26,8
Tenna	28	43	171,6	28,6	53,9	46,2	8,6	85,5	84,1	62,6	74,5	95	60,7	76,2	14,3	35,8	17,7	17,9	11,1	553	192	161	136	143	121	61	37	32,2	75	21,6	42,8
Versam (Einheimische)	14	39	174	28,7	53,2	45,9	8,66	86,3	80,9	62	75,8	93	59	76,2	42,9	64,3	7,1	21,4	15,3	564	199	161	133	143	122	61	36	38,4	63	23,2	15,3
Versam (Eingewanderte)	18	39	169	29,1	52,9	44,9	8,821	86,9	84,9	63,2	74,2	91	62,1	75,7	5,6	44,4	11,1	55,6	11,1	560	192	163	131	144	121	58	36	38,9	50	5,6	16,8

II. Zeitliche Verteilung des männlichen Geschlechtes.

			Aus Sal. I in ‰																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																							
--	--	--	--------------------	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

III. Vergleich zwischen Männern und Frauen.

Männer	153	37,3	171,4	28,8	53,7	45,6	8,718	84,9	83,2	61,4	75,3	93,3	61,7	76,4	22,8	49,1	30,6	36,1	13,7	559	195	161	134	142	121	60	55	47,2	63,6	11	24,8	—	—
Frauen	32	29,6	159,7	—	—	45,4	8,751	—	84,1	63,8	76	90,6	58,2	77,4	31,3	34,1	44,8	51,8	14,8	542	185	156	124	137	118	37	32	43	24,8	17,7	—	—	—

IV. Vergleich zwischen reinen Germanen und reinen Rättern.

Germanen	15	100	171,9	28,8	54,1	45,8	8,35	84,7	77	58,5	75,9	96,4	57,1	76,4	100	100	—	—	—	564	200	154	135	140	117	63	36	26,4	86	—	—	—	—
Räter	10	—	168,6	28,3	55,2	47,2	8,92	85,5	84,8	65,8	77,2	88,3	71	74,4	—	—	100	100	100	554	190	161	128	145	125	55	39	20	70	30	—	—	—

V. Vergleich zwischen einer vorwalserischen (Gredig), einer walserischen (Hunger I) und einer Misch-Sippe (Hunger II).

Hunger I	13	100	171,8	28,9	53,7	45,7	8,488	84,6	79,5	60,5	76,2	95,8	58,8	77,5	69,3	77	7,7	15,4	7,7	562	197	157	134	139	119	61	36	46,2	46,2	—	—	—	—
Hunger II	13	—	174,5	28,6	54,5	45,6	8,641	83,5	83,2	63,3	75,6	94	59,1	75,7	7,7	46,2	23,1	30,8	15,4	555	194	161	135	143	123	61	36	46,2	84,7	15,4	15,4	—	—
Gredig	13	—	169,8	28,5	53,8	46,4	8,744	84,6	84,8	63,3	74,4	90,3	62,9	73,6	—	30,8	23,1	46,2	30,8	559	191	163	121	148	121	59	37	23,1	84,7	23,1	23,1	—	—

Leere Seite
Blank page
Page vide